

**August 8/2018**

---

**Aus dem Inhalt**

---

Christiane Bongartz  
Träume sind Reisen 225

---

Renate Moser  
Von den „Aufmerksamkeiten“ zu „Amoris laetitia“ 227

---

Frank Günter Zehnder  
Die Kulturkirche 232

---

Axel Hammes  
Gott und den Menschen versprochen 237

---

Ulrich Böll  
Wo die Nähe zählt 244

---

Holger Dörnemann  
Bibliodrama als „Theologie des Leibes“ 250

---

**Rezensionen**

Johannes Hartl, Karl Wallner, Bernhard Meuser (Hrsg.):  
Mission Manifest

Sabine Demel, Michael Pflieger (Hrsg.): Sakrament der  
Barmherzigkeit

Fabian Brand: „Wir ziehen hinauf zum Berg des Herrn.“ 253

---

## **Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:**

Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Betrather Str. 22, 41061 Mönchengladbach | Dr. Renate Moser, Stephansplatz 6/6/622, A-1010 Wien | Prof. Dr. Frank Günter Zehnder, Schloßmühlenstraße 6, 53881 Euskirchen | Spiritual Dr. Axel Hammes, Collegium Albertinum, Adenauerallee 17-19, 53111 Bonn | Ulrich Böll, Caritas-Konferenzen Deutschland e.V., Karlstraße 40, 79104 Freiburg | Dr. habil. Holger Dörnemann, Erzbistum Köln - Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: [gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de](mailto:gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de)

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christiane Bongartz

## Träume sind Reisen

---

*Wovor fliehen wir, wenn wir die Glocke geläutet haben, damit der Tag ende? Wenn die Reise immer der nächste Schritt wäre, wie erst, wenn alle gingen? Aber die Reise ist wie ein Traum, alles flieht und läßt sich nieder mit einigen leichten Fäden, die vom Himmel fallen und Rauch aus dem grünen Gras aufsteigen lassen. (...)*<sup>1</sup>

Die Texte sind gut, nur mit den Gedichten tue ich mich manchmal schwer, sagen mir Leute, die die Meditationen jetzt schon länger lesen. Ein äußerst geschätzter Kollege meinte: Da muss ich manchmal zweimal lesen. Wie funktioniert eigentlich ein Zugang zu etwas, das mir fremd ist? Wo könnte man das besser probieren als in einem fremden Land? Auf Reisen.

Mehrere der weltweit verbreiteten weißen Plastiktische werden aneinandergereiht, zu einer Tafel. Die Stühle sind von den Kindern schnell abgezählt, für jeden ist ein Platz, auch für mich, selbstverständlich. Wir sitzen da ein bisschen herum, die dreizehnjährige Juana verteilt Limonade, ganz gerecht, für alle die gleiche Menge in die Plastikbecher. Und endlich bringt der Zwölfjährige, der seit über einer halben Stunde am Herd steht, die Schüssel mit den heißen Maisfladen, und Butter. Wir alle greifen zu.

Zwei Stunden vorher: Wir treffen uns mit acht oder zehn Jugendlichen, sie holen zwei große Hand-Karren heraus. Ich bin überrascht, wozu wir die wohl brauchen, ich dachte, wir gehen mit Müllsäcken herum und sammeln. „Tienen material reciclable?“, lerne ich mühsam zu fragen, obwohl mir die Zunge dabei schon mal klemmt, und mehrere Straßenzüge lang klopfen wir an Türen und sammeln recycelbares Material, und schnell sind die Wagen beide hochvoll. Dann beginnt die eigentliche Arbeit erst,

denn der Müll muss sortiert werden, was für die Kinder klar ist, für mich aber ziemlich kompliziert, weil ich die Marken und Farben und Inhalte nicht erkenne.

Umweltbewusstsein, für die Kinder der Gruppe, aber auch für das Stadtviertel, in dem sie unterwegs sind. Gruppengefühl, Spaß, aber auch Arbeit, zweimal wöchentlich. Und eine kleine Einnahme durch den Verkauf, die es möglich macht, einmal im Jahr einen Ausflug zu machen, mit den „Planetarios“, an einen See, in ein einfaches Hotel, mal rauskommen.

Ich bin in Kolumbien. Mitten drin, zwischen zwei der drei großen Bergketten, die das Land durchschneiden. Am Stadtrand, in einem Wohnviertel begegnet mir mal wieder eine Gruppe, die mich als „soziale Bewegung“ anspricht. Einfache, bunte Räume, die „Suenos“ heißen. Träume. Suenos especiales.

*(...) Der Traum ist Bewegung, die den Raum befragt und in ihn dringt, damit er ein anderer werde. Dieser Raum der ständigen Veränderung empfängt nun den sinnlosen Gewohnheitsschritt unserer Füße. So sagt die Reise, daß jeder Ort der Ort ist und daß wir nirgendwo sind, wo wir sind. Die Reise bringt uns zur Geburt an eine andere, dann wieder an eine andere Grenze.*

Dass Träume durchschlagende Kraft haben können, kann man hier sehen. In einem doppelten Sinn.

Es gibt da ein paar Menschen, die geträumt haben, die Welt irgendwie besser zu machen. Gemeinsam, zwei Kolumbianer, eine Deutsche, ein Hilfswerk, ein Jugendverband, Pfarrgemeinden, Verbündete. Ganz konkret setzten sie 2004 den Traum um und gründeten „Suenos especiales.“ in einem von deutschen Pfadfindern gebauten Haus mitten in einem normalen einfachen Wohnviertel. Besonders für Familien, die ein Kind mit Handicap großziehen, denn für diese Kinder gibt es keine spezielle Förderung oder Schule. Sie gründeten diesen Ort, an dem um die 70 Kinder ihre eigenen Träume haben dürfen, und umsetzen können.

Träume sind Reisen. Man macht sich auf.  
*In großen Rissen lief ich dieses Kommen*

*und Gehen der Wörter, das der Weg ist, ich schonte die Sandale nicht oder die alten Absätze im Staub dieser Dörfer, dieser Städte, dieser Berge, neben und in diesem Meer, diesem Fluß, und dazwischen erhob ich ein einziges Wort wie jemand, der früh aufsteht und nach der Weinflasche, der Zigarette, einem Stück Brot tastet.*

(...)

Wenn der dauertelefonierenden souveränen Reiseleiterin mit den blauglitzernen Fingernägeln und der Flamingo-Handy-Hülle plötzlich bei der Erwähnung des Terroristen Pablo Escobar die Stimme bricht.

Wenn wir gemeinsam essen, in einem bunten schönen Restaurant, einen mit Fleisch beladenen Teller, mit knallroter künstlicher Limonade, und ich doch nichts weiß von diesen Menschen an unserem Tisch, aus der Region Tolima, nichts von ihrem Stolz auf diese Gegend, mit ihrer langen Geschichte, die überall präsent ist und lange vor der für über 40 000 Indios tödlichen Invasion der Spanier im 15. Jahrhundert begann.

*Jetzt, auf dem Weg, ist es dieses Gefun-  
kel, das die Erinnerung als Würfelspiel der  
Kombinationen spielt, Fragmente eines Po-  
chens durch die Blitze, die eng umschlun-  
gen zu ihr kommen, um die Reise zu bauen,  
um sie nicht von neuem, sondern zum ers-  
ten Mal zu machen, wie die Flucht hinter  
das Kissen oder der Spornstich einer Zeit,  
die uns im Sehen weckt.*

Nicht nur das, aber auch das schaffen Soziale Bewegungen. Und Gedichte. Uns im Sehen wecken.

In der Fremdheit begegne ich nicht nur mir selbst mit meinen Orientierungsmustern, sondern ich begegne mehr: der Wirklichkeit. Diese kann und soll und muss different bleiben. Die Differenz ist der Bezugspunkt.

### Anmerkung

<sup>1</sup> Armando Romero, Vorrede, um die Reise zu bauen (1991). Aus dem Spanischen von Leopold Federmair. Zitiert wird hier und im Folgenden nach [www.lyrikline.org](http://www.lyrikline.org). Dort auch andere empfehlenswerte Gedichte des Kolumbianers.

### Liebe Leserinnen und Leser,

im Zusammenhang mit dem nachsynodalen Schreiben „Amoris laetitia“ von Papst Franziskus hat die Erzdiözese Wien mit einer Handreichung unter der Überschrift „Aufmerksamkeiten“ große Beachtung gefunden. Die Veröffentlichung der Wiener Dienststelle für Geschiedene und Wiederverheiratete (WIGE) arbeitet mit fünf auf Kardinal Schönborn zurückgehenden Fokussierungen, die der Geschiedenenpastoral einen wirklichen Ort in der Seelsorge geben. **Dr. Renate Moser**, seit 2011 Leiterin der WIGE, stellt die keineswegs einfache Vorgeschichte der Arbeitshilfe, ihren Inhalt sowie das erfolgreiche Arbeiten mit ihr in der Wiener Diözese vor.

Wortschöpfungen wie „Kulturscheune“, „Kulturkneipe“ oder „Kulturcafé“ sind längst gang und gäbe. Ist da die Rede von einer „Kulturkirche“ angemessen? Und was soll man sich darunter vorstellen? Ist sie nur das Mitreiten auf einer Welle oder verbirgt sich dahinter eine bedenkenswerte Form, missionarisch Kirche zu sein? Im Spektrum dieser Fragen bewegt sich **Prof. Dr. Frank Günter Zehnder**, Direktor der Kunstakademie Heimbach/Eifel.

Mit der Entfaltung der Weiheversprechen auf die priesterliche und diakonische Existenz in der Zeit nach der Weihe kann der auf einen Vortrag beim diesjährigen Oasentag in Köln zurückgehende Beitrag von **Pfr. Dr. Axel Hammes**, Spiritual am Konvikt Collegium Albertinum in Bonn, als Ergänzung zum Artikel von Winfried Hauerland in der Juli-Ausgabe gelesen werden.

In einem nachdenklich stimmenden, eher appellativen Plädoyer wirbt **Ulrich Böll**, Bildungsreferent Caritas-Konferenzen Deutschlands e. V. (CKD), unter Aufweis zahlreicher, sehr konkreter Tipps, Caritas im Sinne der Mithilfe bei der Behebung von Wohnungsnot zu betreiben.

Vom realen Wohnraum zum Körper als Wohnraum des Leibes wechselt der Schlussbeitrag aus der Feder von **Dr. habil. Holger Dörnemann**, Leiter des Referates Katechese und Sakramentenpastoral im GV Köln. Von der vorreligiösen Körper-Leiberfahrung gelangt er zur Sicht vom „Leib als Offenbarung“ und verortet hier den besonderen Bibelzugang über das Bibliodrama.

In der Hoffnung, dass Ihnen auch oder gerade die Sommerzeit Muße lässt, ins Pastoralblatt hineinzuschauen und lesend darin zu verweilen, grüßt Sie sehr herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Renate Moser

# Von den „Aufmerksamkeiten“ zu „Amoris laetitia“

Der Wiener Weg in der Geschiedenenpastoral

---

## Wie alles begann...

Das Familienwerk der Erzdiözese Wien bestand aus den Bereichen Ehevorbereitung, Ehebegleitung, den Familienberatungsstellen und den damaligen Mütterseminaren. Mit den kirchlichen Familienorganisationen der anderen Diözesen war es im Rahmen des Kath. Familienwerks Österreich vernetzt. Dort haben sich vor allem die Familienseelsorger aus Linz, Dr. Bernhard Liss (verstorben am 11.11.1994) und sein Nachfolger Franz Harant für die Arbeit mit Geschiedenen und Wiederverheirateten eingesetzt, Grundlagen geschaffen und sich damit entsprechend verdient gemacht.

Unterstützt wurde das Familienwerk mit seinem Diözesansekretär von einem ehrenamtlichen Team aus sehr engagierten Männern und Frauen, die teilweise auch in der Ehevorbereitung tätig waren, als Berater(innen) arbeiteten oder eine Ausbildung als Erwachsenenbildner(innen) hatten.

In Treffen mit Pfarrgemeinderäten war das Thema „Scheidung“ immer wieder zur Sprache gekommen. Auch bei Paaren, die kirchlich sozialisiert waren, die sich in einer Pfarre im Pfarrgemeinderat, im Chor, als Lektor(inn)en usw. engagierten, kam es zu Scheidungen.

Aus Pfarren kamen Anfragen und dadurch zunehmender Druck an das Familienwerk nach einem guten pastoralen Weg für Menschen in Trennungssituationen und danach.

Die Plattform WIGE für Geschiedene und Wiederverheiratete in der Kirche (WIGE) wurde unter diesen Vorzeichen im Januar 1989 in der Erzdiözese Wien gegründet und sollte als Anlaufstelle für Paare, die an eine Scheidung denken, für bereits geschiedene Paare, die pfarrlich beheimatet sind und für solche, die an eine neue, zweite standesamtliche Eheschließung denken, da sein. Unterstützung gab es vom damaligen Kardinal Hans Hermann Groer für die Plattform von Anfang an. Im von ihm angeregten Diözesanforum 1988 konnte das Thema offiziell und öffentlich diskutiert und dokumentiert werden.

Das Team der Ehrenamtlichen unter der Leitung einer sehr engagierten Vorsitzenden, Elisabeth Gerhardus, entwickelte ein Fortbildungsangebot für Priester, Religionslehrer(innen), Pastoralassistent(innen), Diakone und andere Personen, die in der Seelsorge tätig sind. Für Betroffene gab es zahlreiche Beratungsangebote und Vorträge im Zentrum der Jesuiten in Wien.

An Arbeit mangelte es nicht, denn die pastorale Not war groß. Es stellten sich Fragen wie: Wie geht es den Kindern bei einer Scheidung?, Wie gehen wir in einer Pfarrgemeinde mit dem Thema um?, Was können/sollen wir beachten, wenn wir von einem Paar wissen, das Eheprobleme hat? und vieles mehr. Es gab monatliche Bildungsangebote und Aussprachemöglichkeiten mit geschulten Priestern. Regelmäßige österreichweite Treffen, die dem Austausch und der Kooperation dienten, folgten. So gab es in den 90er Jahren zahlreiche Bildungsangebote zu: Ehescheidung im Neuen Testament; Scheidung und Wiederheirat aus kirchenrechtlicher und dogmatischer Sicht; Praxis in den Ostkirchen; Epikie in der Geschiedenenpastoral; Naturrechtliche Überlegungen bis hin zu Entwürfen von Wortgottesdiensten für Paare, die keine kirchliche Ehe schließen können.

Auch wurde ein Ausbildungsprogramm für Seelsorger(innen) entwickelt.

Die WIGE etablierte sich als erste und professionell handelnde Anlaufstelle.

## Die „Aufmerksamkeiten“

Seit 1995 ist Christoph Schönborn Erzbischof der Erzdiözese Wien. Im Jahr 1998 wurde er von Papst Johannes Paul II. zum Kardinal ernannt. Von Beginn an war er der Plattform WIGE verbunden. Bei Treffen mit Dechanten aus der gesamten Diözese, die sich ja nicht nur über die Stadt Wien, sondern auch dem östlichen Teil von Niederösterreich erstreckt, hat Schönborn gern fünf Punkte, die er auf einem A4-Blatt zusammengefasst hatte, vorgetragen.

2006 wurde die WIGE von ihm beauftragt, aus folgenden fünf Punkten eine Handreichung in Form einer Broschüre<sup>1</sup> zu verfassen:

*Erste Aufmerksamkeit gegenüber den Kindern*

Wie ist die Situation eurer Kinder? ...

*Zweite Aufmerksamkeit gegenüber dem getrennt lebenden Partner/der getrennt lebenden Partnerin*

Wie ist euer Verhältnis zum getrennt lebenden Partner, zur getrennt lebenden Partnerin?

*Dritte Aufmerksamkeit gegenüber der Schuldfrage*

Sind Schuld und Schuldgefühle bewältigt?

*Vierte Aufmerksamkeit gegenüber treuen Ehepaaren*

Wie könnt ihr eure Beziehung vertiefen und noch glücklicher gestalten?

*Fünfte Aufmerksamkeit gegenüber dem Gewissen und Gott*

Was sagt mein Gewissen? Was will Gott von mir?

Ich war damals Mitarbeiterin im katholischen Familienverband, dem politischen Zweig der kirchlichen Familienarbeit, und auch schon einige Zeit ehrenamtlich in der Plattform WIGE engagiert.

Gemeinsam mit Josef Marhofer, dem Diözesansekretär des pastoral ausgerichteten Katholischen Familienwerkes der Erzdiözese Wien, und Walter Mück, einem Priester aus dem WIGE-Team, habe ich die fünf Punkte des Kardinals, die „Aufmerksamkeiten“ verfasst. Der Untertitel lautet „Pastorale Handreichung für den Umgang mit Geschiedenen und mit Menschen, die an eine neue Partnerschaft denken“.

Für mich persönlich war die Arbeit ein guter Weg, meine eigene Scheidung, die 2006 ausgesprochen wurde, aufzuarbeiten. Als Germanistin war es meine Aufgabe, Sprachstil und Rechtschreibung zu überprüfen, und ich durfte – aus aktuellem Anlass – die „Sicht der Betroffenen“ zu jedem Kapitel beschreiben.

Ein gewünschtes Vorwort des Kardinals haben wir zum damaligen Zeitpunkt – die Broschüre wurde im November 2007 in kleinem Rahmen vorgestellt – nicht bekommen. In Erinnerung ist mir aus dieser Zeit auch noch sehr gut die Auflage, wir mögen die Broschüre nicht zu offensiv bewerben und nur auf ausdrückliches Verlangen an Priester und Betroffene weitergeben.

Mit dieser Broschüre haben wir in Österreich eine Diskussion zum Thema „Wiederverheiratete“ auf einer breiteren Ebene erreicht.

Im Laufe der Zeit hat sich dank guter Kontakte und vieler freundschaftlicher und kollegialer Beziehungen die Handreichung in ganz Österreich verbreitet. Es gab auch damals schon die Möglichkeit, sie auf der Homepage herunter zu laden.

Im Vorzimmer des Erzbischöflichen Palais lagen bereits 2007 die „Aufmerksamkeiten“ griffbereit zum Mitnehmen für Besucher/innen.

Nach der Pensionierung von Josef Marhofer (Januar 2011) wurde die Betreuung der Plattform WIGE mir anvertraut. Eine meiner ersten Aufgaben als seine Nachfolgerin war der unveränderte Nachdruck der „Aufmerksamkeiten“. Damit haben wir Pfarren besucht, waren eingeladen zu De-

kanattreffen und Priestertreffen, auch ins Priesterseminar, wo wir bis heute einmal im Jahr einen Vortrag halten.

Im Herbst 2014 – schon während der Vorbereitungen zur Bischofssynode in Rom – feierten wir „25 Jahre Plattform WIGE“, ein Fest vor allem als Dankeschön für alle Ehrenamtlichen in der WIGE, für alle Seelsorger und Seelsorgerinnen, die mit der WIGE verbunden waren und diesen Weg in ihrer Pastoral beherzigen und viele Betroffene, die unsere Angebote über die Jahre hinweg in Anspruch genommen haben.

Die WIGE wurde als eigener kleiner Fachbereich in der Kategorialen Seelsorge der Erzdiözese Wien offiziell institutionalisiert, und damit, sehr zur Freude unseres Teams, aufgewertet.

## Bischofssynoden in Rom

Papst Franziskus lag das Thema „Familie“ besonders am Herzen, viele Fragen zu Ehe und Familie bewegten ihn und er beschloss im Herbst 2013, bereits ein halbes Jahr nach seiner Wahl zum Papst, einen synodalen Prozess in zwei Etappen zu starten.

### Die Synoden 2014 und 2015

Im Oktober 2014 fand eine außerordentliche Bischofssynode statt, die sich mit den Herausforderungen der Familie im Rahmen der Evangelisierung befasste. Diese Synode wurde weltweit von den nationalen Bischofskonferenzen in die Wege geleitet. Zur Vorbereitung darauf wurde ein Fragebogen erarbeitet zu Themen rund um die Familie. Weltweit wurde dieser Fragebogen von vielen Tausenden Gläubigen beantwortet. Er bildete eine Grundlage für die Beratungen der ersten Familiensynode 2014.

Nach Abschluss der außerordentlichen Synode im Oktober 2014 hatte sich Papst Franziskus ein Jahr der Debatte gewünscht, welches nun eingeläutet wurde und während dessen sich die Ortskirchen einbrachten. Das entsprechende Vorbereitungsdo-

kument „Lineamenta“ wurde Ende 2014 veröffentlicht. Daraus entstand wiederum ein umfassender Fragebogen, der von zahlreichen Menschen weltweit diskutiert und ausgefüllt worden war. Zentrale Themen auch bei diesen Gesprächen innerhalb von Pfarrgemeinden, von Gemeinschaften und Diözesen waren unter anderem auch die Geschiedenenpastoral und der pastorale Umgang mit Menschen in zweiter Ehe.

Von 4. bis 25. Oktober 2015 berieten die Bischöfe in Rom bei ihrer XIV. Ordentlichen Generalversammlung über das Thema „Die Berufung und Mission der Familie in der Kirche in der modernen Welt“.

Die deutschsprachige Gruppe unter der Moderation von Kardinal Schönborn war während des synodalen Prozesses nicht immer einer Meinung gewesen, es kam immer wieder zu kontroversen Diskussionen und letztlich zu folgender durchaus bemerkenswerter Schlussfolgerung, aus der ich auszugsweise zitiere:

*„An dieser Stelle war uns ein Bekenntnis wichtig: Im falsch verstandenen Bemühen, die kirchliche Lehre hochzuhalten, kam es in der Pastoral immer wieder zu harten und unbarmherzigen Haltungen, die Leid über Menschen gebracht haben, insbesondere über ledige Mütter und außerehelich geborene Kinder, über Menschen in vorehelichen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften, über homosexuell orientierte Menschen und über Geschiedene und Wiederverheiratete. Als Bischöfe unserer Kirche bitten wir diese Menschen um Verzeihung. (...)*

*Wir haben ausführlich diskutiert über die Integration der zivil wiederverheirateten Geschiedenen in die kirchliche Gemeinschaft.*

*Es ist bekannt, dass in beiden Sessionen der Bischofssynode intensiv über die Frage gerungen wurde, ob und in wie weit wiederverheiratete Geschiedene, wenn sie am Leben der Kirche teilnehmen wollen, unter bestimmten Voraussetzungen die Sakramente der Buße und der Eucharistie empfangen können. Die Debatten haben*



gezeigt, dass es hier keine einfachen und generellen Lösungen gibt. Wir Bischöfe haben die mit diesen Fragen verbundenen Spannungen ebenso erlebt wie vieler unserer Gläubigen, deren Sorgen und Hoffnungen, Warnungen und Erwartungen uns in unseren Beratungen begleitet haben. (...)

*Es ist deshalb Aufgabe der Hirten, zusammen mit den Betroffenen diesen Weg der Unterscheidung zu gehen. Dabei wird es hilfreich sein, gemeinsam in ehrlicher Prüfung des Gewissens Schritte der Besinnung und der Buße zu gehen. So sollten sich die geschieden Wiederverheirateten fragen, wie sie mit ihren Kindern umgegangen sind, als die eheliche Gemeinschaft in die Krise geriet? Gab es Versuche der Versöhnung? Wie ist die Situation des verlassenen Partners? Wie ist die Auswirkung der neuen Partnerschaft auf die weitere Familie und die Gemeinschaft der Gläubigen? Wie ist die Vorbildwirkung auf die Jüngeren, die sich für die Ehe entscheiden sollen? Eine ehrliche Besinnung kann das Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes stärken, die niemanden verweigert wird, der sein Versagen und seine Not vor Gott bringt.*

*Ein solcher Weg der Besinnung und der Buße kann im forum internum, im Blick auf die objektive Situation im Gespräch mit dem Beichtvater, zur persönlichen Gewissensbildung und zur Klärung beitragen, wie weit ein Zugang zu den Sakramenten möglich ist (...)" (21.10.2015).*

## **„AMORIS LAETITIA“ – Die Freude der Liebe**

Das nachsynodale Schreiben „Amoris laetitia“ wurde am Fest des heiligen Josef, am 19. März 2016, unterzeichnet und am 8. April vom Generalsekretär der Bischofsynode Lorenzo Kardinal Baldisseri, einem italienischen Ehepaar und Christoph Kardinal Schönborn vorgestellt.

*Noch am selben Tag meldet die Katholische Presseagentur der Erzdiözese Wien:*

*Wiederverheirateten-Pastoral: Papstschreiben gibt „Rückenwind“ Leiterin der*

*Wiener Dienststelle für Geschiedene und Wiederverheiratete (WIGE), Moser: Zahlreiche Parallelen von „Amoris laetitia“ zu den in der Erzdiözese Wien praktizierten fünf „Aufmerksamkeiten“*

In diesem Kathpress-Interview vom 8. 4. 2016 habe ich zum Ausdruck gebracht, dass das Papstschreiben „Amoris laetitia“ unserer Arbeit in der WIGE enormen Rückenwind gibt: Der Papst verurteilt oder beurteilt nicht den Status quo der Geschiedenen, sondern sagt, man solle sich die Geschichten dieser Menschen anschauen.

In weiten Strecken des Kapitels 8 errene das nachsynodale Schreiben des Papstes an unsere Broschüre, die in der Erzdiözese Wien den Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen regelt. Zentrales Anliegen sei die pastorale Begleitung der Betroffenen. Es wird gesagt: Steht ihnen hilfreich zur Seite, holt sie in die Kirche rein - denn sie sollen nicht Randfiguren sein.

Die allermeisten Menschen würden einander in der Absicht das Sakrament der Ehe spenden, für immer und ewig zusammenzubleiben, doch oftmals gelingt das nicht. Das Scheitern gehöre zum Leben dazu - in einer Ehe könne dies ebenso passieren wie im Beruf oder bei plötzlicher Krankheit. Da habe die Kirche anzusetzen: Im Großteil unserer Pfarren geschehe das auch auf sehr einfühlsame Art und Weise.

## **Neuaufgabe 2017**

Im Frühling 2017 wurden wir von Kardinal Schönborn gebeten, die „Aufmerksamkeiten“ mit Zitaten aus „Amoris laetitia“ neu zu bearbeiten. Unterstützung beim Verfassen des Textes erhielten wir vom Erzbischöflichen Sekretär Dr. Hubert-Philipp Weber; bemerkenswert und für uns sensationell war das Anliegen Schönborns, für die neuen „Aufmerksamkeiten“ ein Vorwort zu verfassen:

*„Bald sind es 20 Jahre, dass wir in der Erzdiözese Wien mit dem Programm der*



fünf „Aufmerksamkeiten“ begonnen haben, um Paaren in einer neuen Verbindung zu helfen, mit ihrer Geschichte gut und ehrlich umzugehen. Wir haben dabei die Frage nach dem Sakramentenempfang für wiederverheiratete Geschiedene bewusst nicht in den Vordergrund gestellt. Zuerst gilt es ja, mit Wunden behutsam umzugehen, sich den Verletzungen zu stellen, die eine Trennung unweigerlich mit sich bringt. Dazu haben wir einen Weg vorgeschlagen, der helfen soll, die Geschichte des Scheiterns der Ehe ehrlich aufzuarbeiten und Leid zu mindern, das erlitten oder zugefügt wurde.

Papst Franziskus hat mit seinem Schreiben „Amoris laetitia“, basierend auf den beiden Synoden von 2014 und 2015, einen großen und mutigen Schritt getan. Er hat in anschaulicher und sehr ansprechender Weise vor allem über das gesprochen, was motivieren und ermutigen kann, sich auf das Abenteuer von Ehe und Familie einzulassen. Ganz konkret und hilfreich ist, was er über Krisen in Ehe und Familie sagt und wie er Wege weist, was beim Scheitern der Beziehung besonders zu beachten ist.

„Amoris laetitia“, „Die Freude der Liebe“, lese ich auch als eine starke Bestätigung des Weges, den wir mit unserem Programm der fünf „Aufmerksamkeiten“ vorgeschlagen haben. Papst Franziskus ist nie anklagend, läßt aber oft deutlich zur Besinnung ein. Denn nur auf diese Weise kann das Tor der Barmherzigkeit sich weit öffnen. Möge dieser Behelf dazu beitragen!

+ Christoph Kardinal Schönborn Wien, am 22. Juli 2017 Fest der hl. Maria Magdalena“

In diese Zeit der Neuauflage fallen auch die Priestertage zu „Amoris laetitia“, zu denen alle Priester der Erzdiözese Wien mit diözesaner Anstellung verpflichtet wurden und die Kardinal Schönborn selbst abgehalten hat. Bei diesen Treffen wurde das gesamte Apostolische Schreiben betrachtet, intensiv bearbeitet und diskutiert. Die insgesamt 13 Priestertage fanden von September 2016 bis Oktober 2017 statt.

Aus dem Kapitel 8 von AL/Die Zerbrechlichkeit begleiten, unterscheiden und eingliedern:

„(...) Die Priester haben die Aufgabe, die betroffenen Menschen entsprechend der Lehre der Kirche und den Richtlinien des Bischofs auf dem Weg der Unterscheidung zu begleiten. In diesem Prozess wird es hilfreich sein, durch Momente des Nachdenkens und der Reue eine Erforschung des Gewissens vorzunehmen. Die wiederverheirateten Geschiedenen sollten sich fragen, wie sie sich ihren Kindern gegenüber verhalten haben, seit ihre eheliche Verbindung in die Krise geriet; ob es Versöhnungsversuche gegeben hat; wie die Lage des verlassenen Partners ist; welche Folgen die neue Beziehung auf den Rest der Familie und die Gemeinschaft der Gläubigen hat; welches Beispiel sie den jungen Menschen gibt, die sich auf die Ehe vorbereiten. Ein ernsthaftes Nachdenken kann das Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes stärken, die niemandem verwehrt wird. Es handelt sich um einen Weg der Begleitung und der Unterscheidung, der diese Gläubigen darauf aus[richtet], sich ihrer Situation vor Gott bewusst zu werden“ (AL, Kapitel 300).

## Die WIGE heute – und wie geht es weiter?

Eine erfüllende Beziehung und Ehe zu leben ist eine Herausforderung. Die Realität zeigt, dass das nicht immer möglich ist. Manche Menschen leben getrennt, obwohl sie noch verheiratet sind, manche lassen sich scheiden, manche bleiben allein, manche heiraten wieder. Viele verbindet die Sehnsucht nach Gott und seinem Segen für ihren Lebensweg und damit die Sehnsucht nach einer neuen Würde.

Die Plattform WIGE für Geschiedene und Wiederverheiratete in der Kirche bietet nach wie vor monatliche Vorträge an, es gibt eine offene Gesprächsgruppe für Betroffene (Menschen in schwierigen Bezie-

hungssituationen, nach Trennung/Scheidung) und seit vielen Jahren Exerzitien.

Im April 2018 fanden zwei gut besuchte Veranstaltungen initiiert von der WIGE gemeinsam mit der Personalentwicklung Pastorale Berufe für alle in der Seelsorge tätigen Menschen unter dem Titel „Hinschauen und Unterscheiden, Amoris Laetitia – wie geht es nun weiter?“ statt.

Aufgrund der großen Nachfrage auch aus anderen österreichischen Diözesen, aus Deutschland und der Schweiz werden die neuen „Aufmerksamkeiten“ bereits wenige Monate nach dem Erscheinen nachgedruckt.

Nach wie vor sind wir eingeladen, innerhalb und außerhalb der Diözese mit Betroffenen und Seelsorger/innen bei Vorträgen und Workshops über die pastoralen Herausforderungen um Trennung, Scheidung und zweiter Eheschließung zu sprechen.

Das Schreiben „Amoris laetitia“ ist uns dafür ein hervorragendes Hilfsmittel ebenso wie unsere „Aufmerksamkeiten“ und unsere bald 30-jährige Erfahrung auf dem Wiener Weg.

#### Verwendete Quellen:

- Aufmerksamkeiten, Pastorale Handreichung für den Umgang mit Geschiedenen und mit Menschen, die an eine neue Partnerschaft denken, Wien. 1.–3. Auflage 2007–2017.
- Nachsynodales Schreiben AMORIS LAETITIA des Heiligen Vaters Papst Franziskus an die Bischöfe, an die Priester und Diakone, an die Personen geweihten Lebens, an die christlichen Eheleute und an alle christgläubigen Laien über die Liebe in der Familie, Bonn 2016.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Die im Folgenden genannten Einzelbeiträge sind im Internet zu finden unter: <http://wige.kategorie-seelsorge.at/>.

Frank Günter Zehnder

## Die Kulturkirche

Eine würdige Erhaltung und mutige Erneuerung<sup>1</sup>

*Kultur* ist heutzutage ein gerne und viel verwendeter, ein schmückend eingesetzter und vor allem oft auch falsch bezogener Begriff. Kultur klingt gut, Kultur signalisiert Bildung, Kultur grenzt vom Alltag ab, Kultur veredelt. So können wir denn einen Kulturschuppen besuchen, in einer Kulturkneipe einkehren, in einer Kulturscheune Filme sehen, im Kulturcafé bei Musik Cappuccino trinken, auf der Kulturmeile teure Mode kaufen, im Kulturtreff die „After Work Party“ feiern. Kultur hebt, ja aber an solchen Orten verhebt sie sich meist auch tüchtig. Der Begriff wird oft als Lockmittel benutzt, funktioniert wie ein Markenzeichen, in der Hoffnung nicht nur auf mehr Publikum, sondern auch auf sozusagen „besseres/interessierteres“. Das wird man nicht ändern können, denn Kultur ist kein geschützter Begriff. Man muss es auch nicht, man mag da ganz gelassen bleiben. „Kultur“ in Aller Munde hat ja auch was Gutes.

### Pragmatismus und Sinnstiftung

Seit einigen Jahren beobachten wir aber auch ein neues Phänomen, nämlich die *Um- oder Zweitbezeichnung von Kirchen als Kulturkirchen*, deren Misch- oder Umnutzung. Als Kulturkirchen nach der Profanierung sind z. B. die Berliner Nicolaikirche oder die Lübecker Petrikerche bekannt. Die Dreifaltigkeitskapelle in Köln-Marsdorf mutierte gar zur Eventkapelle. Als sinnvolle und sinngebende Mischnutzung seien beispielsweise die Dresdener Frauenkirche, die Kölner Kunst-Station Sankt Peter, St. Gertrud in Köln, die St. Lucia-Kirche in Elsdorf, die Kulturkapelle St. Georg in Bergheim, auch die Alte Synagoge in Essen oder die Lutherkirche in Köln-Nippes erwähnt.

Der Erhalt der Kirchen und der gottesdienstliche Ortsbezug haben oberste Priorität, aber es gibt aus Gründen des schwindenden Gottesdienstbesuchs, des Priestermangels und der finanziellen Möglichkeiten Grenzen, die mitunter und das zunehmend die Aufgabe bzw. den Abriss eines Baus erzwingen. Neue Nutzungen als Wohnungen, Büros, Kindergärten, Hotels, Archive, Verlage und Buchhandlungen, Jugendzentren, Sporthallen, KITAS oder Künstlerateliers verhindern oft einen Totalverlust. Den hält selbst die Landeskonservatorin/LVR für eine „ultima ratio“, denn „Kirchen sind Orte des Zusammentreffens, auch jenseits ihrer liturgischen Funktion“. Wie Künstlerseelsorger Prälat Sauerborn es treffend ausdrückte, sind Kirchen vor allem im ländlichen Raum „Markierungen in unseren Orten“, denn sie „würden im kulturellen Denken auf Stätten der Begegnung mit Gott und auf Orte verweisen, an denen menschliche Reifung möglich sei.“ In seinem akademischen Vortrag am Aschermittwoch der Künstler in Köln 2018 nannte Prof. em. Dr. Gerhards (Universität Bonn) Kirchen einen „Erwartungsraum möglicher Gotteserfahrungen“ auch außerhalb der Gottesdienstzeiten. Dass Kirchen Identifikationsfaktoren für weite Teile der Gesamtbevölkerung sind und dass eine neue bzw. zusätzliche kulturelle Nutzung der Sendung der Kirche ganz wesentlich dienen kann, ja nach Prof. Gerhards' Auffassung „möglicherweise mehr dienen kann als mancher Kirchenraum, der nur gelegentlich für eine Messfeier aufgesperrt wird“ (KiZ 23.2.2018), ist an vielen Orten erfahrbar. Summa summarum: Wir haben es gerade und besonders bei Kulturkirchen nicht mit „Fremdnutzungen“, „Lückenbüßern“ oder „Verlegenheitslösungen“ zu tun. Nein, vielmehr sind es neben einer sinnvollen Zusatznutzung wirkliche Bereicherungen, kreative geistig-geistliche Schritte hin zu den Menschen und ihrem bewussten oder unbewussten kulturellen Bedürfnis. Es darf in diesen Zusammenhängen als ein ermutigendes Zeichen gewertet werden, dass die diesjährige 18. lit.Cologne mit einer

Lesung des österreichischen Schauspielers Klaus Maria Brandauer aus Dostojewskis Roman „Die Brüder Karamasow“ - das ist keine leichte und auch keine glaubenskonforme Kost - im *Kölner Dom* eröffnet wurde (8.3.2018).

## **Kult, Kunst und Kirche – eine fruchtbare Symbiose**

Aber die Frage nach einem *Zusammenhang von Kirche und Kultur* zu stellen, heißt doch zuerst, an die Jahrhunderte, ja Jahrtausende alte Realität gegenseitiger Befruchtung zu erinnern. Die vielen wunderbaren Wandbilder in den römischen Katakomben geben mit ihren völlig neuen Inhalten und Formulierungen, der Kunstform und den Botschaften bereits ein beredtes Zeugnis über die Symbiose von Verkündigung und Kunst ab. Wie ein roter Faden ziehen sich die immer intensiver gewordenen Beziehungen künstlerischer Gattungen zur Kirche bis in unsere Zeit durch. Die verschiedenen Epochen wie z. B. Romanik, Gotik, Renaissance, Barock sind in enger Beziehung zur Kirche groß geworden, haben von dort her die jeweilige bürgerliche Kultur geprägt, die Bauten, die Musik, die Bilder, das Mobiliar und die Gegenstände. Von den musikalischen Meisterwerken, den Zeichen setzenden Kirchenbauten, den fantastischen Sakral-Malereien eines Lochner, der Brüder van Eyck, Michelangelos inspiriert, entwickelte sich die bürgerliche weltliche Kultur. Die Kirche war wichtigster Träger der Kultur. Das sollten wir in unserer säkularen Zeit nicht vergessen, wir dürfen es selbstbewusst sagen: *Aus diesem Blickwinkel war Kirche immer schon Kulturkirche.*

Wenn man noch weiter zurückschaut, wird das menschliche *Bedürfnis nach dem Kultischen* erkennbar. Die archäologische Forschung hat an sehr vielen bedeutenden Artefakten aus nicht minder berühmten Fundstätten z. B. in ganz Europa nachgewiesen, dass diese dem Kult dienten. In den Höhlen mit Wandmalereien in Frankreich und Spanien, ja auch auf der Schwäbischen

Alb waren sie in kultische Zusammenhänge von Bannung, Beschwörung und rhythmischer Bewegung, also Tanz eingebunden. Schon früh hat Kunst somit eine kultische Bedeutung gehabt, ihre Entwicklung wurde von dieser mitgetragen. Im Christentum wurden die Kirchen, Krypten und Kapellen so reich mit jeweils aktueller Kunst ausgestattet, dass sie bis heute noch die wichtigsten Quellen für die Kulturgeschichte darstellen. Kirchen sind also zugleich Orte des Glaubenslebens *und* Dokumente der Kultur. Das zieht sich bis in unsere Zeit, wenn man nur betrachtet, wie extrem prägend etwa der Kirchenbau nach 1945 für die Entwicklung der modernen Architektur generell in Deutschland war. Will sagen: Kirche und Kultur gehörten und gehören eng zusammen. Überhaupt gingen und gehen Spiritualität und Kunst bis in die Neuzeit – natürlich auch in Malerei und Skulptur, denken wir nur an Künstler wie Josef Beuys oder Gerhard Richter – immer wieder eine Symbiose ein. Würde man die *Spiritualität* aus der Geschichte der Kunst streichen, würde nicht sehr viel übrig bleiben. So kann Kulturkirche nur heißen: Ihr Raum, ihre Kultur, die Künste und die Begegnungen leben nicht ohne den Glauben. Das ist ihre Identität und kann eine Mission unserer Tage sein.

## **Kreativität – eine Gabe, die bewegt**

Die „Kulturkirche“ begegnet einem tief menschlichen *Bedürfnis nach Entwicklung und Weitergabe, nach Vorwärtsstreben und Erfindung*. Nun hat Kultur ja besonders viel mit Kreativität zu tun, schaffend und auch vermittelnd, sowohl in der Produktion als auch in der Rezeption. Kreativität ist ein hohes Gut. Jeder Mensch besitzt sie, aber nicht jeder weiß es und spürt es. Sie muss geweckt und gefördert werden, – von früh auf und ein Leben lang. Kulturbegegnung kann sie immer wieder neu und anders transportieren. In allen Lebens- und Tätigkeitsbereichen, im Privatleben und in der Gesellschaft, in Beruf und Freizeit brauchen wir immer wieder schöpferische Ansätze und zündende Ideen.

Ob der Handwerker oder die Hausfrau, ob ein Architekt oder ein Landwirt, ob am Bau oder am Computer, ob als Komponist oder als Redakteur, – überall werden Einfälle, gescheite Reaktionen oder pfiffige Lösungen gebraucht. Kreativität ist keineswegs auf die sog. kreativen Berufe wie Maler, Designer, Regisseur etc. beschränkt, sondern durchzieht ständig Alltag und Leben. Das Hören von Musik, das Lesen von Lyrik, das Betrachten eines Bildes, Bühnenzauber und Performance können Kreativität wecken. Eine viel gemachte Erfahrung. Ein Onkel von mir, Priester und promovierter Kirchenhistoriker in Köln, hat mir als Pennäler in den fünfziger Jahren beim gemeinsamen Besuch von Künstlerateliers einmal gesagt: „Kreativität, dat is ne jute Jabe Jottes!“ Das hat sich mir damals tief eingepreßt, und als Kunsthistoriker mit langer Berufserfahrung kann ich das immer nur bestätigen. Kreativ sein bedeutet eine besondere Teilhabe am Schöpfungswerk Gottes. Es ist sozusagen eine Gnade der Invention, nicht der Routine. Kreativität heißt nicht, immer dem Neuesten nachzujagen, mit Moden – die gibt es ja auch in der Kunst – ganz vorne zu sein, sondern heißt für Künstler, autonom und authentisch z. B. seinen bildkünstlerischen, musikalischen oder darstellerischen Weg konsequent zu gehen. Dass die Kreativität dann in der Avantgarde, im Vorwärtsdrängen zu neuen Ausdrucksweisen, einen geradezu kämpferischen Akzent erhält, gehört zu der ständigen Erweiterung und Erneuerung der diversen Kunst- und Kultursparten. Innovation (Neuheit) ist allgegenwärtig in unserem Leben; in der Kunst ist sie nicht nur praktisch, sondern vor allem geistig orientiert. Sie muss sein.

Deshalb sollte auch *eine Kulturkirche nicht nur die Tradition pflegen, sondern die sich fortwährend wandelnden und fortentwickelnden Leistungen* der Kultur beachten, erleben, diskutieren und würdigen. Freilich ist eine Kulturkirche – wie groß oder wie klein sie auch immer sein mag – kein Kulturtempel wie die berühmten Museen, Messen, Philharmonien und Ausstellungshallen, sie hat keine merkantile Aufgabe,

sie ist nicht eingewoben in das weltweite Geflecht dieser oder jener Szene, sie muss sich nicht dauernd beweisen und unterliegt keinem Ranking, aber eben deshalb ist sie freier und unabhängiger. Sie ist besonders nahe an den Menschen, nicht nur an denen, die hier und in der Nähe wohnen, sondern vor allem deshalb nahe, weil sie den in den öffentlichen Zentren oft unvermeidbaren Kultur- und Kunsttrubel weder benötigt noch sich leisten kann. Sie wird hier im ländlichen Raum mit Kulturerlebnissen sehr unterschiedlicher Art vertraut machen, sie kann hinführen und *erden*, sie kann auch hier über den Tellerrand hinausschauen und eine hohe Qualität bieten. Schon deshalb, weil hier Menschen mit einem hohen Anspruch und Bedürfnis an Kultur leben und diese u.a. als Künstler - auch für die Metropolen - selbst schaffen. Dieses, ja auch geistig besonders geprägte Kulturleben ist kein Zugeständnis, ist keine Verlegenheitslösung, ist kein Sündenfall, sondern trägt in sich die große Chance, den gängigen Kulturbegriff (Literatur, Bildende Kunst, Darstellende Künste, Musik, Neue Medien, Performance) mit ganz unterschiedlichen und auch experimentellen Inhalten zu füllen. Da ist ein weites, noch unverbrauchtes Feld, - eine richtige Herausforderung. Jeder, der in Kultur unterwegs ist, weiß, wie schwer es ist, junge Leute an gute Kultur zu binden, vielleicht im kirchlichen Kontext noch mehr. Aber wenn da ein Raumangebot ist, das nach dem offiziellen Teil durch persönliche Begegnungen und Werkstattgespräche im kleinen Kreis einen tieferen Einblick ermöglicht, oder überhaupt mit Debut-Konzerten und Debut-Ausstellungen auch junger Menschen, durch Vermittlung der Schaffensprozesse und des Erlebnisgrades Aufmerksamkeit gewinnt, ja Neugier erzeugt, dann geht man den entscheidenden Schritt.

## **Unverwechselbarkeit macht den Unterschied**

*Kreatives Denken und Handeln, eine Grundvoraussetzung für Kulturarbeit, lässt*

*sich nicht automatisieren*, denn die Individualität des Menschen, des Einfalls und der Gestaltung verträgt keine Norm. Das gilt für jede Kunst, gilt für jedes Werk, gilt auch *für jede Kulturkirche*. So wird sich zeigen, dass die besonderen Leistungen und das Engagement vor Ort die Qualität ausmachen. Da sind dann Menschen, die schon lange darauf warten, dass sie angesprochen werden, eine Idee beitragen und realisieren möchten; da sind junge oder schon lang gehegte Wünsche nach bezahlbarer und erreichbarer Kultur, die aber aus Gründen der sozialen Situationen, von Krankheiten, Behinderungen, Einsamkeit etc. nicht realisiert werden können; da sind professionelle Kreative und ambitionierte Laien der unterschiedlichsten Kunstgattungen, die ganz sicher Menschen aller Generationen, die ihnen zuschauen, zuhören, applaudieren wollen, nicht enttäuschen werden. Das braucht natürlich ein bestimmtes Maß an Organisation, aber bestimmt nur ganz wenig „Tournee-Kultur“. Denn die *Individualität, die Unverwechselbarkeit des besonderen Kulturgeschehens vor Ort, sozusagen in der direkten Nachbarschaft wird das Spannende* sein, sie wird Menschen zu einem solchen geistigen kulturellen Ort ziehen. Also: Es sollte *kein Rezept* geben, sondern immer wieder ein *neues Konzept*, - so schlicht oder so anspruchsvoll es auch sein mag.

Dem Programm einer Kulturkirche tut nicht das Abarbeiten von literarischen, musikalischen, visuellen Agenturangeboten besonders gut, sondern eher *eine Art des Unterwegsseins*. Das eigene Suchen auch nach Talenten in der Pfarrei, das Wagnis, das Versuchen, das Erfinden sollte man mit einer traditionellen Vorführungspraxis ins Gleichgewicht bringen. Jedes Programm einer Kulturkirche sollte individuell sein, eben anders aussehen und nicht dem im übernächsten Ort gleichen. Nichts ist schlimmer, als wenn sich in die Kultur Routine und permanente Wiederholung einschleichen. *Und dem sollte man widerstehen, wenn nötig!*

*Das Angebot in einer Kulturkirche kann/ sollte Spiegelbild der gesellschaftlichen*

*Vielfalt sein.* Das bedeutet, dass sich die Besucher in Themen und Anliegen, in Kunstformen und Aussagen wiederfinden können, dass die Sinne angesprochen werden, dass Elitekultur und Breitenwirkung sich treffen, dass Geist in Begeisterung weiterwirken kann, dass professionelle Künstler und auch ambitionierte Laien ein Publikum finden, dass vertrautes Liedgut und ebenso die kunstvolle Gesangskunst erklingen, dass Ernst und auch Unterhaltung sein dürfen, Tradition und Avantgarde nicht gegenseitig ausgespielt werden, dass Respekt und Würdigung über privaten Vorlieben oder Ablehnungen stehen. Denn das gehört - bei allem Gefallen oder Missfallen - auch zu einer Anstand und Moral verpflichteten Kultur-Teilnahme: Rede und Gegenrede zuzulassen, Gedankenfreiheit zu verteidigen (das wird in der Kirche nicht immer einfach sein) und Jede und Jeden mitzunehmen. Das Exklusive mögen andere Institutionen pflegen!

## Den Blick weiten

So wird es sich auch nicht lohnen, in der Region oder gar über die Region hinaus, *eine Aufholjagd zu starten bzw. einen Konkurrenzkampf* um Teilnehmerzahlen, Highlights oder Pressenotizen zu führen. Da geht viel Energie drauf und man kann nur verlieren. Natürlich ist ein reger Besuch wünschenswert, er darf aber nicht zum alleinigen Maßstab werden. Vielleicht gelingt es gerade einer Kulturkirche, die durch Fernsehen, Mobilfunk und ständige Mobilität allzu verbreitete, nivellierende und oft auch oberflächliche Konsumhaltung - auch in der Kultur - ein wenig zu dämpfen und die Gäste durch die direkte und persönliche Begegnung mit dem Ereignis, mit den Künstlern und sogar miteinander zu einer veränderten Wahrnehmung und Haltung zu führen: Zeit haben, nachfragen und Stellung nehmen dürfen, wahrgenommen werden, eigene Ideen austauschen und am kulturellen Geschehen auf einer überschaubaren Ebene mitwirken, andere anstecken, weiterreichende Akzente setzen, das könnte doch am

Ende das persönliche Wissen und Können, die Zuwendung und damit die Lebensqualität besonders verbessern. Das hört sich idealistisch an, beruht aber auf Erfahrungen. *„Kulturkirche“ ist für viele neu, wir müssen Kulturkirche lernen.*

Es macht nicht nur in der aktuellen Situation Sinn, *Menschen aus fremden Kulturen und Lebensräumen* zu beteiligen, als Künstler so gut wie als Besucher. Diese Mitbürger haben erlebt und wissen, was wir weder erlebt haben noch wissen. Das kann - über Sprachbarrieren hinweg - ungemein bereichern. Auch wenn uns, der Familie, den Freunden und Nachbarn die Heimat, das kleine Stück Welt, das wir besetzen oder besitzen mit allem, was seit Generationen dazugehört, besonders nahe ist und am Herzen liegt, wir sollten darüber nie vergessen, dass wir *global* leben. Wir sind Weltkirche und wir erleben es z. B. an unserem Klerus, der nach den Nationalitäten bunt wie nie ist, ohne dessen Einsatz sich noch mehr Gemeinden unversorgt fühlen würden. Essen und Trinken, Kleidung und Einrichtung, Accessoires und Treibstoffe, unendlich viel kommt ununterbrochen zu uns, auf unsere Märkte, in unsere Geschäfte, in unsere Wohnungen. Wir konsumieren das Globale, das Exotische freudig, wir sind touristisch und beruflich in der Welt unterwegs, wir unterstützen ganze Lebensräume, aber wir beuten sie auch aus. Es gibt hierzulande kaum Menschen, die nichts und nie etwas mit globalen Zusammenhängen zu tun haben. Warum sollten wir dann die Menschen außen vor lassen, die Globalität hier personifizieren? Blenden wir nicht allzu oft diese Seite unseres Weltverständnisses aus? Haben wir wirklich den Respekt vor geschundenen Menschen, deren mitunter niederschmetternde Lebenserfahrungen uns demütig machen können und dankbar sein lassen für unser bisheriges Leben? Warum ignorieren, ja fürchten wir ihre Kultur? Wollen wir sie nicht kennenlernen? Täte uns griechischer Tanz, peruanische Folklore und afrikanischer Trommelschlag nicht auch gut, *gerade in der Kulturkirche*? Es geht nicht um Mitleid, sondern um das Prinzip Offenheit, gegenüber Mitmenschen,



deren Kultur und Kulturverständnis. Die Frage bleibt: Was kann, was muss ich lernen, was kann ich geben? Und nicht primär: Was gewinne ich selbst dabei? *In einer Kulturkirche ist auch eine gute Portion Demut nicht fehl am Platze.*

## Potential und Procedere

Die Kulturkirche kann einen Raum der Besinnung, der Orientierung und in vielfacher Hinsicht auch der Versöhnung leben.

In der Kulturkirche gehen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Kirche und Kunst sichtbar und vielfach erlebbar aufeinander zu.

Das künstlerische Geschehen, eine Wahrheitssuche von Individuen in vielen Sparten, begegnet der christlichen Verkündigung und dem Wort Gottes.

So kann sie Teil einer Bewegung sein, die respektvoll Künstler auf die Kirche und die Kirche auf Künstler hören lässt. Kunst arbeitet *auch* mit der affektiven und der kognitiven Wahrnehmung.

Kulturkirche ist eine Kirche und kein beliebiger Veranstaltungsort. Was hier geschieht, muss diesem Ort gerecht werden.

Der Zugang und die Teilnahme sind für Jede und Jeden möglich sowie finanziell erschwinglich.

Kulturkirchen sind Einladungen zum Ab- und Aufladen.

Sie haben das Zeug, mit Offenheit und ohne Arroganz den gültigen Kulturbegriff zu erweitern und das genuin Schöpferische zur Sprache zu bringen. Sie sind Begleitung zu Kultur und Glauben.

*Kreativität, Individualität, Spiritualität, Qualität sind die Wegmarken zum Erfolg.*

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> Der Artikel ist eine leicht bearbeitete Fassung des Manuskriptes zum Eröffnungsvortrag KulturKirche Oberberg am 11.3.2018 in Engelskirchen-Osberghausen, St. Mariä Namen.

Axel Hammes

# Gott und den Menschen versprochen

Zu- und Anspruch für den Dienst der Priester und Diakone in den Versprechen der Weihekandidaten<sup>1</sup>

Bereits vor zwanzig Jahren, als ich selbst zum Priester geweiht wurde, war die Krise des besonderen Priestertums längst in aller Munde. Schon damals drehte sich die Diskussion nicht allein um die ewig heißen Eisen „Zölibat“, „Frauenpriestertum“, „Macht und Vollmacht des Amtes“. Schon damals ließ sich die um sich greifende Entkirchlichung nicht übersehen, das Schwinden von sichtbar gelebtem Glauben an Christus, ganz zu schweigen von einem Wissen um seine Person und sein Evangelium. Sind unsere Gemeinden, unsere Kirche immer noch Orte der lebendigen Christusbegegnung. Wer fragt noch nach den Sakramenten? Wozu wird heute noch der Priester – der Diakon – gebraucht? Diese Krise dauert an und wird uns wohl noch eine Weile begleiten. Denn auf der Wanderung durch die Wüste unserer Zeit haben wir immer noch den Duft der Fleischtöpfe Ägyptens in unseren Nasen. Der muss wohl erst verfliegen, bis die Umriss des verheißenen Neulands offen zutage treten.

Die jährliche Oase zu Beginn der Karwoche hilft uns voranzukommen. Wir brauchen sie, um aus den Quellen unserer Berufung neuen Proviant für den Weg zu schöpfen. So erneuern wir heute auch wieder gemeinsam das Weiheversprechen, mit dem wir uns einst als Diakone und Priester an Christus und seine Kirche gebunden haben. Auf den ersten Blick listen diese Versprechen einfach nur die Vielfalt der Aufgaben und Pflichten auf, die mit unserem Dienst verbunden sind. Es lohnt sich aber ein zweiter Blick darauf. Sie bieten uns näm-



lich weit mehr an als bloß eine Messlatte, an der wir uns tagtäglich prüfen sollten.

## **Promissio: Versprechen und Verheißung**

Denn wovon wird hier eigentlich gesprochen? Den Schlüssel zu einem tieferen Verständnis liefert uns der lateinische Text der Liturgie. Zwar verwendet er das entscheidende Wort erst beim letzten Versprechen. Doch ist dies die Stelle, wo jeder Kandidat einzeln vor den Bischof tritt, niederkniet, seine Hände vertrauensvoll in die des Bischofs legt und von ihm ganz persönlich befragt wird. Mit einem „*promitto*“ soll der Kandidat hier antworten: „Ich verspreche (es)“<sup>2</sup>. Ein in seinem ursprünglichen Sinn wirklich vielversprechendes Wort nimmt er damit in den Mund: Bedeutet es doch gleichermaßen Verheißung und Versprechen. Hier reagiert ein menschliches Versprechen auf göttliche Verheißung. Denn wir können nur antworten, weil schon längst ein anderer uns bearbeitet, an uns Großes getan hat. Zugleich wohnt dem Wort etwas Dynamisches, Schöpferisches inne. In der Naturkunde des Plinius etwa bringt es ein „Emporwachsen“ zum Ausdruck<sup>3</sup>. Mit dem Versprechen der Weihe ist eben kein Ende erreicht, sondern wird ein vielversprechender Anfang dafür gesetzt, mit Gottes Gnade weiter über uns hinauszuwachsen. Das bekräftigt der Bischof, der auch an dieser Stelle das letzte Wort behält, wenn er hinzufügt: „Gott vollende das gute Werk, das er in dir begonnen hat“. Das beschränkt sich nicht auf die Ehrfurcht und den Gehorsam ihm gegenüber, sondern bezieht sich auf alle Versprechen, auf die ganze priesterliche (und diakonale) Existenz.

## **Der Rahmen: In Gemeinschaft mit dem Bischof**

Auch die Anordnung der Versprechen folgt keineswegs dem Zufall. So legt sich wie ein Rahmen die Beziehung zum Bischof und der ganzen Kirche um die übrigen Versprechen. Es mag in der pastoralen Wirklichkeit oft

nicht diesen Anschein haben – allen Beschwörungen von Teamgeist und Augenhöhe zum Trotz –, aber in der Tat sind wir nicht zum Einzelkämpfer berufen. Wir sind und bleiben angewiesen aufeinander. Der Heilige Geist führt und beseelt uns dort, wo wir unsere besonderen Charismen aneinander ausliefern: ein lebhaft an seinen engsten Mitarbeitern interessierter Bischof ebenso wie auch die Brüder, denen vor Ort als Priester und Diakon pastorale Verantwortung anvertraut ist. Ein „alter Christus“ ist niemand für sich selbst, sondern immer nur im Raum der konkreten Kirche mit den anderen und für die anderen Glaubenden. *Christliche Identität* realisiert sich als Identität des Leibes Christi! Wir bedenken das oft nur für das Verhältnis von Klerus und Gottesvolk, aber nicht für unser Zusammenwirken und den Zusammenhalt im Presbyterium. Allein als hin und wieder tagendes Gremium oder als liturgisches Symbol erfüllt es seine Bestimmung sicher nicht. Es muss von Bedeutung sein für die konkrete Lebensgestalt. Es eignet ihm ein existentielle Dimension im Blick auf den Einzelnen. Auch die zum Dienst bestellten Hirten brauchen ja zuweilen für sich einen Guten Hirten.

In seinem Brief an die Epheser benutzt Ignatius von Antiochien dafür ein anschauliches Bild. Er schreibt: „*Denn euer Presbyterium, das dieses Namens und das Gottes würdig ist, ist mit dem Bischof so wie die Saiten mit der Zither verbunden. Darum wird in eurer Einmütigkeit und zusammenklingenden Liebe Jesus Christus besungen*“ (IgnEph 4,1b)<sup>4</sup>. Der Verfasser wollte diesen Gedanken wohl eher als plastische Ermahnung an die Gemeinde von Ephesus verstanden wissen, sich an der Eintracht zwischen dem Bischof und seinen Presbytern ein Beispiel zu nehmen.<sup>5</sup> Doch gibt sein Bild uns wertvolle Anregung darüber hinaus: Ohne eine Vertrauensbasis, ohne eine belastbare Verbindung verfehlen beide ihre Bestimmung. Vom Herrn der Kirche ist dann allenfalls noch in hohlen und stumpfen Phrasen die Rede. Auch darf man die Saiten nie zu fest einspannen, damit sie nicht springen. Aber den wichtigsten Aspekt lässt Ignatius nur so nebenbei anklingen,

wenn er zu Recht von „*Gottes Tonweise*“ (χρῶμα θεοῦ) spricht, die das Instrument in die Ohren und Herzen der Menschen spielen soll (V 2). Die spielt der Orpheus Christus seiner Kirche durch den Heiligen Geist zu. Manchmal entsteht freilich der Eindruck, dass wir uns in der professionellen Betriebsamkeit unseres heiligen Gewerbes zu wenig Zeit nehmen, diesen Klang aufzunehmen und zu verinnerlichen. Christus müssen wir uns ständig neu in seine Hände spielen. Erst dann wird es ganz natürlich klar und nicht aufgesetzt und ganz verwirrend zurechtgelegt klingen, was das kirchliche Instrument im Namen seines Herrn von sich gibt.

## **An erster Stelle: Diener des Wortes**

Gerade in der Liturgie der Priesterweihe mag es einen überraschen, dass der Kandidat noch vor dem Dienst der Darbringung des eucharistischen Opfers auf den Dienst der Verkündigung angesprochen wird. Vor allem als ein Diener des Wortes soll er sich also verstehen. „Denn der Glaube kommt vom Hören!“ wie uns der Apostel Paulus im Römerbrief versichert (10,17). Kein Mensch findet zu Gott, wenn ihn nicht zuvor sein Wort getroffen hat. Darum ist es nur zu verständlich, den Dienst der Priester und Diakone vom Wort her zu entfalten<sup>6</sup>.

Dabei dürfen wir Gottes Wort nicht technisch engführen auf unsere Aufgaben in Predigt, Katechese, Schriftbetrachtung und Unterricht. Wir müssen uns die biblische Tiefe des Gotteswortes vergegenwärtigen, damit wir hinter unserer großen Aufgabe nicht die unermesslich größere Gabe übersehen. Scheinbar abstrakt und geheimnisvoll spricht der Johannes-Prolog über Gottes Wort, wenn er von ihm sagt: „*Alles ist durch das Wort geworden und ohne es wurde nicht eines, was geworden ist*“ (Joh 1,3)<sup>7</sup>.

Alles, was einmal lebendig wurde, geht auf Gottes Rufen zurück. Schon die Anfänge der Schöpfung kommen zum Vorschein, allein weil er gerufen hat: Er ruft ... alles Geschaffene ins Dasein, Adam aus seinem Versteck, Kain aus seinem Hass. Wo immer

Gott beruft, gerät seine Geschichte mit uns Menschen neu in Bewegung, im Kleinen wie im Großen. Denn unser Gott gefällt sich ebenso als „global player“, wie als ein ins Detail und in die Hinterhöfe dieser Welt Verliebter. Wer in der Priesterausbildung Verantwortung trägt, wird daher niemanden leichtfertig aussortieren.

Gott, der große Rufer, muss einen tiefen Blick für uns haben. Denn er beruft die seltsamsten Gestalten auf noch seltsamere Wege. Wir hätten ihnen wohl wenig bis gar nichts zugetraut. Aber der Gott Israels beruft den Totschläger Moses zum Befreier seines Volkes. Den Landwirt Amos zu einem unerschütterlichen Propheten. Den feigen Maulhelden Simon zu Petrus, dem Felsenmann. Ganz und gar Erstaunliches fördert Gottes Ruf zutage. Darin liegt der Kern der Frohen Botschaft. Auf sie verweist auch der Apostel Paulus der Pastoralbriefe seinen Schüler Timotheus: „*Mit einem heiligen Ruf hat er uns gerufen, nicht aufgrund unserer Werke, sondern aus eigenem Entschluss und aus Gnade, die uns schon vor ewigen Zeiten in Christus Jesus geschenkt wurde*“ (2 Tim 1,9)<sup>8</sup>. Sein Ruf trifft immer ins Schwarze, so er denn gehört wird. Ob beim heiligen Martin am Stadttor von Amiens oder bei Franziskus in einer halb ruinierten Kapelle.

Wie sah die Geschichte meiner Berufung aus? Wann und wo bemerkte ich, dass der große Rufer auch meinen Weg kreuzte. Wie und wozu hat er mich gerufen? Und was habe ich bislang darauf geantwortet? Heute ist es wieder an der Zeit, sich daran bewusst zu erinnern. Ein ehrliches, ein echter Wort der Verkündigung kann immer nur Antwort sein auf Gottes Wort an mich selbst, Antwort auf meine besondere Berufung. Auch deswegen ist es lebensnotwendig, Menschen des Gebetes zu bleiben und immer mehr zu werden. Nur aus dem Gebet heraus kann ich entschieden für den Ruf Gottes eintreten, damit die mir anvertraute Gemeinde nicht zur religiösen Interessensgemeinschaft verkümmert, sondern bestärkt wird als Volk Gottes, als Sammlung der von Gott Gerufenen.

Als Diener des Wortes treten Priester und Diakone aber auch in die Fußstapfen der

biblischen Propheten<sup>9</sup>. Sie wurden herausgerufen aus einer Existenz in geordneten und gesicherten Bahnen. Sie fühlten sich mit einer Wucht und Evidenz unmittelbar von Gott in Anspruch genommen, der sie sich nicht entziehen konnten. Ihre Autorität stützte sich einzig auf einen göttlichen Ruf. Der Konflikt mit den religiösen und politischen Instanzen konnte nicht ausbleiben. Prophetie hat die unbequeme Aufgabe, uns die Andersartigkeit Gottes als Mahnung und Verheißung entgegen zu halten. Der Prophet riskiert nicht nur den Widerspruch, er riskiert radikal sich selbst. Aus der relativ gesicherten Stellung eines kirchlichen Beamten heraus hätten Priester und Diakone eigentlich nicht so viel zu verlieren. Ob sie nun im Zölibat leben oder als bewährte Ehemänner: So oder so ruft sie Gottes Wort beständig heraus in eine radikale innere Freiheit für die neue Welt Gottes<sup>10</sup> - mit dem Mut auch zum Unbequemem, das darum ringt, wie heute nicht bloß fromme und edle Ansichten verbreitet werden können, sondern die Wahrheit verkündigt wird<sup>11</sup>.

## **Das Herzstück: Das Mysterium Christi entfalten**

Erst danach betreten wir die Herzkammer des Glaubens: das sakramentale Leben im engeren Sinn. Wer es gelernt hat, als Diener des Wortes zu leben, der wird niemals wie ein Kultbeamter auftreten: niemals bloß Dienst nach Vorschrift schieben, das Heilige managen wie ein Filetstück der sakralen Produktpalette, die Altarinsel als Bühne zur Selbstdarstellung missbrauchen. Gewiss: Priester und Diakone haben eine sakramentale Vollmacht verliehen bekommen, doch was in und mit den Sakramenten geschieht, steht nicht in deren Macht. Sie erbitten das, was in die Mitte treten soll. Auch geistlich Bevollmächtigte leben nicht von Selbstgemachtem und selbst Erdachtem, sondern von dem, was sie empfangen dürfen. Indem sie sich dem, was der Herr tun will, überlassen, kommt er bei ihnen wirklich an und kommen sie ganz

zu sich selbst. Gerade bei sehr belastenden Exequien habe ich die heilende und helfende Kraft des Ritus erfahren dürfen: Nicht indem ich mich hinter den heiligen Formeln und Formen versteckt hätte, sondern die Trauer, den Zweifel, den Schmerz und Sprachlosigkeit an sie übergeben konnte, in ihnen aufgehoben sein ließ.

Im Weiheversprechen der Priester heißt es weiter: „Mit gläubiger Ehrfurcht“ (lat. „*pie et fideliter*“) sollen sie die Geheimnisse feiern. Wer der Eucharistie vorsteht, wird sie nicht einfach nur formal korrekt abwickeln können. Das Staunen darüber, was Christus durch gewöhnliche Menschenhände und Menschenworte in der Mitte seines Volkes geschehen lässt, darf uns niemals abhandkommen: der Kirche Gottes nicht, und noch viel weniger dem geweihten Amtsträger. Wenigstens hin und wieder sollte denen ein heiliger Schauer durch Mark und Bein gehen, die eine Taufe spenden, bei der Ehe assistieren, der Eucharistie vorstehen dürfen. Zu solchen Sternstunden kommt es natürlich nur recht selten. Aber die Erinnerung an diese heiligen Momente kann verhindern, dass wir im pastoralen Dienst allein von der Routine besessen werden.

In Gemeinden, die Beichtzeiten nur nach Vereinbarung mit den Priestern anbieten, wird man in der Regel nur von handverlesenen Gemeindemitgliedern angesprochen. Oft kommt es dann zu sehr intensiven Lebensbeichten, in der ganz tiefe Einschnitte und Wunden der Vergangenheit vor die Barmherzigkeit Gottes gebracht werden. Für jede und jeden Einzelnen bin ich dankbar, der so den Weg zur Versöhnung gefunden hat. Doch was bedeutet es für das Leben einer Gemeinde, für unsere Kirche, wenn die Beichte nur noch ein Schattendasein fristet. Für den medizinischen Zustand des Leibes Christi erscheint sie mir als der zuverlässigste Blutwert: Ist er derart niedrig wie zur Zeit, stehen wir eigentlich kurz vor dem spirituellen Koma. Würden wir einmal wieder übermäßig erhöhte Werte feststellen, müssten wir unserer Verkündigung mehr Vitamine der Ermutigung und des Zuspruchs beimischen. Freilich zur fal-

schen Zeit in falschem Maß verabreicht, machen sie niemanden gesund, geht von ihnen sogar Schaden aus. Denn das müsste doch die Kirche Jesu Christi auszeichnen: Wer gescheitert ist, wird nicht fallen gelassen, verliert nicht sein Gesicht, sondern darf neu anfangen. Weil wir auf Vergeltung und Güte setzen, brauchen wir als Christen auch nichts beschönigen, nichts beschwichtigen. Ob wir „wahrheitsfähig“ sind, das zeigt vor allem unsere Beichtpraxis. Wer heillos verstrickt ist in Schuld und Sünde, darf und soll gerade im Raum der Kirche auf einen Ausweg hoffen. Im Licht Christi können wir uns der ganzen Wahrheit unseres Lebens stellen.

## **Bewährung „nach unten“: An der Seite der Schwachen**

Auf unseren Beistand für die Schwachen und am Rand Stehenden kommt die Liturgie erst relativ spät zu sprechen. Daraus sollten wir nicht erst seit den Mahnungen von Papst Franziskus den Schluss ziehen, dass dies zweitrangig oder gar unwesentlich für den Dienst der Geweihten wäre. Doch auch hier hat die Reihenfolge einen tieferen Sinn: Aus der Feier des Glaubens geht die Kraft hervor, die in die Welt ausstrahlt und sie nach dem Geist des Herrn umgestaltet. Was wir in den Sakramenten feiern, muss sich im täglichen Leben bewähren. Aber ohne das sakramentale Leben kommt es im sozialen Handeln der Kirche leicht zu folgenschweren Verengungen. Was wir im Glauben bekennen, darf nicht im luftleeren Raum hängen bleiben und über den konkreten Lebensbedingungen der Menschen schweben. Aber man läuft umgekehrt auch Gefahr, sich „tief in die Welt und das Diesseits zu vergraben und zu verkrallen“, wie es der verstorbene Kardinal Lehmann in seinem geistlichen Testament formuliert hat<sup>12</sup>.

Unser soziales Engagement darf aus der Kirche keine Moralanstalt machen, die sich und der Welt beweisen will, dass sie am besten weiß, den allgemeinen Sinn für Wohlfahrt und Gerechtigkeit zu heben. Die kirch-

liche Caritas sollte nicht als Sozialagentur auftreten, die allein damit beschäftigt ist, ihre Dienstleistungen effektiv zu organisieren. Und schon gar nicht sollte die Kirche die Gestalt einer reinen Wohltätigkeitsstiftung annehmen, die sich zu den Armen und Gestrandeten huldvoll herabbeugt. In diesem Weihe-Versprechen wird nach einer anderen Haltung gefragt. Es geht darum, sich vom verwundeten und wehrlosen Christus berühren zu lassen. Er zeigt uns sein Gesicht eben bevorzugt in denen, die sich selbst nicht (mehr) helfen können. Christus berührbar machen kann nur der, der sich berühren lässt. Er wird Begegnungen von Mensch zu Mensch nicht bloß professionell abwickeln wollen. Er kann zulassen, dass sie eine Intensität gewinnen, die unter die Haut geht. Wie dem Thomas hält der Herr auch uns Seine Wunden entgegen, in die wir uns vortasten und einfühlen sollen, in den Sakramenten und im täglichen Leben.

## **Das große Ganze: Mit Christus konform werden**

Wer sich auf die Weihe einlässt, der hat nicht im Sinn, mit Christus und seiner Kirche einen Vertrag auszuhandeln, der vielleicht auch noch befristet wird. Denn die Liturgie setzt die Zeichen in eine völlig andere Richtung. Nach den Weihe-Versprechen haben sich die Weiekandidaten auf den Boden ausgestreckt. Sie haben sich mit allem, was sie sind, dem Willen Gottes anvertraut, wollen sich ein Leben lang von ihm formen lassen. Was hier geschehen ist, betraf und betrifft die ganze Existenz. Daher endet die *formatio* auch nicht mit dem letzten Tag der Ausbildung, kann sie sich nie begnügen mit der Einübung in eine äußere Disziplin.

Bischof, Priester und Diakon kann nur einer sein, der mit dem Auferstandenen leben will. Und das nicht bloß in einer lockeren Wohngemeinschaft, sondern in einer Art von Symbiose, wie sie nur von Christus her möglich ist. Am Ende gelingt sie nur ganz oder gar nicht. Oft wird für dieses Geheimnis ein Wort des Apostels Paulus aus dem

Galaterbrief herangezogen: „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (2,20a)<sup>13</sup>. Das klingt so, als würde die Lebensgemeinschaft mit Christus mein „Ich“ zum Verschwinden bringen, meine unverwechselbare Persönlichkeit zugunsten möglichst objektiver Christus-Verkörperung auslöschen. Darum ist es so wichtig, den zweiten Teil dieses Verses nicht zu unterschlagen: „Was ich nun im Fleische lebe, lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat“ (2,20b)<sup>14</sup>. Wir streifen weder mit der Taufe noch mit der Weihe unsere alte Fleisch-Existenz einfach ab. Aber genau auf sie lässt sich der Gekreuzigte ein, aus Liebe. Er hat sich unendlich klein gemacht, um auch in meiner Enge Platz zu finden. Alles hat Christus dafür eingesetzt. Er nimmt mir nichts von meiner Freiheit, von meiner Individualität, meinen Leidenschaften. Aber er kann und will sie weiten, bereichern, reinigen, in die wahre Freiheit führen<sup>15</sup>.

Christus berührbar zu machen, ist eben ein sakramentales Geschehen: ich erkläre mich bereit, ihm wirklich mein Gesicht zu geben, mein unverwechselbares menschliches Antlitz und eben keine kirchenamtliche oder bühnenreife Maske. Wie in jedem echten Symbol gehen auch hier die beiden Wirklichkeiten auf in eine neue Einheit. Denn daran glaube ich ganz fest: Meine Züge vermenschlichen sich in dem Maß, wie Christus Fleisch werden darf in meinem Fleisch<sup>16</sup>.

## Bewährung „nach oben“: Ehrfurcht und Gehorsam

Auch das letzte Versprechen der Weiheliturgie ist nur auf der Grundlage des radikalen Vertrauens möglich, dass der Geist Christi seiner Kirche von nichts und niemandem auszutreiben ist. Es nimmt nicht allein den Kandidaten, sondern auch seinen Bischof in die volle Verantwortung. Nur weil beide sich dem Willen Christi unterstellen, weil sie sich verpflichten, als Hörer des Wortes zu leben, den Gehorsam des Glaubens zu leisten, kann ein solches

Versprechen gegeben und abgenommen werden. Gerade da, wo der Bischof einmal diesen Gehorsam direkt und persönlich abverlangen muss, ist er als (Ober-)Hirte gefordert; als einer, der vertraut ist mit den Seinen, der keine Machtspiele betreibt, sondern von ehrlicher Sorge bewegt ist. Gerade wo Erwartungen nicht erfüllt wurden, wo es zu Scheitern und Enttäuschungen kam, muss sich der bischöfliche Dienst als Hirtendienst bewähren. Er wird dann diejenigen nicht einfach fallen lassen, die in ihrem Dienst an Grenzen gestoßen sind<sup>17</sup>.

Im Leib des Christus, in seiner Kirche können *Kommunikation* und *Communio* niemals eine Sache von soldatischem „Befehl und Gehorsam“ (im Monolog) sein, sondern Sache der gegenseitigen Achtsamkeit und des Austausches der vielfältigen Gaben (im Dialog). Nur so bleibt der Leib Christi gesund und vital. Alle, Bischöfe, Priester und Diakone tragen dafür gemeinsam Sorge.<sup>18</sup>

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Dieser Beitrag geht auf einen Geistlichen Impuls zurück, der am Montag der Karwoche in der Kölner Minoritenkirche vor den Priestern und Diakonen des Erzbistums gehalten wurde. Der Vortragstil blieb im Wesentlichen unverändert. – Gewidmet sei er PFARRER VOLKER WEYRES – meinem langjährigen Geistlichen Begleiter und Lehrer – und MSGR. ANNO BURGHOFF – meinem Vorgänger im Amt des Spirituals – zu ihrem Goldenen Priesterjubiläum im Februar 2018.
- <sup>2</sup> Zu den Verweisen auf die Weiheliturgie vgl. Pontifikale Romanum. De Ordinatione Episcopi, Presbyterorum et Diaconorum. Editio typica altera, Typus Polyglottis Vaticanis 1990; bzw. für unseren Sprachraum: Pontifikale für die katholischen Bistümer des deutschen Sprachgebietes. Handausgabe mit pastoralliturgischen Hinweisen. Band 1: Die Weihe des Bischofs, der Priester und der Diakone. Freiburg i. Br. 21994.
- <sup>3</sup> Vgl. *Caii Plinii Secundi Historia naturalis libri XXXVII*, Lib. XXVI 107: „Nec ulla arborum avidius se promittit“.
- <sup>4</sup> Die Übersetzung ist entnommen aus: *Andreas Lindemann/Henning Paulsen*, Die Apostolischen Väter. Griechischdeutsche Parallelausgabe. Tübingen 1992, 180f.
- <sup>5</sup> Vgl. zur Interpretation dieses Bildes: *William R. Schoedel*, Die Briefe des Ignatius von Antiochien.



- Ein Kommentar. Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Gisela Köster. München 1990, 102-106: „Offensichtlich hatte Ignatius das Vertrauen des Klerus von Ephesus erworben ... und möchte nun sicher gehen, daß die Gemeinde von Ephesus als ganze zu ihren Führern halten wird“ (ebd. 103). – Die Gemeinde denkt sich Ignatius dabei als Chor, der von der Zither begleitet Gott zu Ehren öffentlich in Erscheinung tritt (ebd.104).
- <sup>6</sup> Entsprechend erklärt das Dekret des Zweiten Vatikanischen Konzils über Dienst und Leben der Priester „*Prebyterorum ordinis*“: „Da niemand ohne Glaube gerettet werden kann, ist es die erste Aufgabe der Priester als Mitarbeiter der Bischöfe, allen die frohe Botschaft Gottes zu verkünden, um so in der Erfüllung des Herrenauftrags: ‚Gehet hin in alle Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen‘ [Mk 6,15], das Gottesvolk zu begründen und zu mehren“ (PO 4).
- <sup>7</sup> Treffend kommentiert den Vers: *Hans Weder*, Ursprung im Unvordenklichen. Eine theologische Auslegung des Johannesprologs (BThSt 70). Neukirchen-Vluyn 2008, 45: „Der Hymnus kennt ... keine widergöttlichen, ja er kennt nicht einmal logoslose Dinge der Welt. Denn gerade die Geschöpflichkeit von Allem ist es, die die Verbindung mit dem Logos ausmacht“.
- <sup>8</sup> Im Kontext von 2 Tim 1,6-14 bietet das hymnische Bekenntnis der Verse 9f eine sichere Basis für die rahmenden Ermahnungen an den Apostelnachfolger, nämlich die rettende Botschaft des Evangeliums. Dieses εὐαγγέλιον empfängt ein Apostel nicht nur als Auftrag, sondern als eine lebenspendende Kraft (vgl. *Lorenz Oberlinner*, Die Pastoralbriefe. Kommentar zum Zweiten Timotheusbrief (HThK XI/2). Freiburg i. Br. 1995, 26f.37-44).
- <sup>9</sup> Immer noch grundlegend dazu: *Hans Walter Wolff*, Prophet und Institution im Alten Testament, in: Trutz Rendtorff (Hg.), Charisma und Institution. Gütersloh 1985, 87-101. Vgl. ferner: Jörg Jeremias, Das Proprium der alttestamentlichen Prophetie, in: ThLZ 119 (1994), 483-494; *Andrzej Jacek Najda*, Der Apostel als Prophet. Zur prophetischen Dimension des paulinischen Apostolats (EHS 23/784). Frankfurt a. M. 2004.
- <sup>10</sup> Auf diesem Gedanken basiert letztlich das paulinische Plädoyer für die Ehelosigkeit in 1 Kor 7,32-35. „Wenn Paulus so zugespitzt die Vorzüge der Jungfräulichkeit herausstellt, so ist das nicht die persönliche Marotte eines Junggesellen, sondern im Interesse ... der Gemeinde selber. ... Paulus ... beschwört die Vorstellung eines ständig dienenden Zugetanenseins zum Herrn. Das ist ohne ‚Störung‘ nur dem Ehelosen vergönnt“ (*Dieter Zeller*, Der erste Brief an die Korinther (KEKS 5). Göttingen 2010, 265).
- <sup>11</sup> Auch deswegen kommt der Dienst des Priesters in seiner Gemeinde nie ohne ein gewisses Gegenüber-Sein, eine „Opposition“ aus (Vgl. *Hans Urs von Balthasar*, Priester des Neuen Bundes, in: Pneuma und Institution. Skizzen zur Theologie IV, Einsiedeln 1974, 340-368; bes. 362-364. Er entfaltet darin den priesterlichen Dienst als Trias von Sendung, Vollmacht und Hirtesein).
- <sup>12</sup> <https://kardinal-lehmann.bistummainz.de/detail/geistliches-testament-von-kardinal-karl-lehmann/944f060f-167f-4d75-8574-e36a4b3c7c73?mode=detail>
- <sup>13</sup> Natürlich denkt der Apostel dabei nicht an einen besonderen Stand in der Gemeinde, sondern blickt auf alle Getauften! Er verwendet traditionelles Formelgut, das er zu einem neuen Gedankengang zusammenfügt (vgl. *Franz Mußner*, Der Galaterbrief [HThK NT IX], Freiburg i. Br. 1981, 182f). Eine rhetorische Analyse erkennt in Gal 2,20 die letzte von vier theologischen Thesen, mit denen Paulus im Rahmen einer *propositio* der gesamten weiteren Argumentation des Briefes die Weichen stellt (so: *Hans Dieter Betz*, Der Galaterbrief. Ein Kommentar zum Brief des Apostels Paulus an die Gemeinden in Galatien. München 1988, 212-215).
- <sup>14</sup> Vgl. zur Interpretation von Gal 2,20b im Kontext der paulinischen Rechtfertigungslehre: *Hans-Joachim Eckstein*, Christus in euch - Von der Freiheit der Kinder Gottes, Eine Auslegung des Galaterbriefes. Göttingen 2017, 67f: „Es geht ihm [sc. Paulus] nicht um eine vom Menschen herbeizuführende mystische Vereinigung (*unio mystica*), sondern um die durch Christi Liebe und Lebenshingabe bewirkte und durch seinen Geist vermittelte objektive Beziehung und Einheit des Glaubens (*unio fidei*). ... Der Glaube an den liebenden Sohn Gottes äußert sich im menschlichen Vertrauen (*fiducia*), er gründet aber in der Zuwendung und Hingabe dessen, der den Glauben schenkt“.
- <sup>15</sup> Den Geistlichen Impuls für einen Ordenstag im Jahr 1983 beschloss der frühere Aachener Bischof *Klaus Hemmerle* sehr treffend mit der Bitte: „Herr, gib mir die Freiheit deiner gebundenen Hände!“ – Der vollständige Text dieses immer noch bedenkenswerten Vortrags ist leicht über das Internet zugänglich: [http://www.klaus-hemmerle.de/index.php?option=com\\_content&view=article&id=892&Itemid=34](http://www.klaus-hemmerle.de/index.php?option=com_content&view=article&id=892&Itemid=34).
- <sup>16</sup> Von daher braucht es nicht zu verwundern, dass die erste Säule „Mensch sein“ fast die Hälfte des Platzes einnimmt im Buch von: *Hubertus Brantzen*, Die sieben Säulen des Priestertums. Freiburg i. Br. 2015, 18-106.
- <sup>17</sup> Der Leser mag zu diesen Gedanken aktuelle Bezüge herstellen. Dem Verf. ging es dabei aber um eine grundsätzliche Herausforderung.
- <sup>18</sup> Zum Schluss möchte ich auch KAPLAN SVEN THOMSEN danken, der mir den entscheidenden Anstoß zur Wahl des Themas gab.

# Wo die Nähe zählt

## Bezahlbaren Wohnraum schaffen – Leerstand nutzen – sozialen Zusammenhalt stärken

---

Kennen Sie mindestens eine Person, die dauerhaft mindestens ein Zimmer im (Pfarr)Haus/in der Wohnung übrig hat? Kennen Sie jemanden, der/die aktuell oder in naher Zukunft eine neue Bleibe sucht? Kennen Sie mindestens eine Person, die sich einsam fühlt? Bei allen drei Fragen, gingen in den Workshops, die ich zu diesem Thema moderiert habe, für gewöhnlich schnell viele Hände hoch. Wieso also nicht alle drei Bereiche zusammendenken: Bezahlbaren Wohnraum schaffen – Leerstand nutzen – sozialen Zusammenhalt stärken – oder Neudeutsch: eine Win-Win-Win-Situation schaffen?

Würde Ihre Hand bei allen drei oben gestellten Fragen ebenfalls aufzeigen? Wie würden Sie selbst entscheiden, wenn Sie beispielsweise ein/zwei Zimmer dauerhaft übrig hätten, weil die Kinder inzwischen ausgezogen und einen eigenen Wohnstand eingerichtet haben oder weil die Lebensgefährtin/der Lebensgefährte verstorben oder ausgezogen ist oder weil Sie umziehen mussten und die neue Wohnung, warum auch immer, mehr Zimmer hat als Sie bewohnen möchten?

Was bräuchte es für Sie, um tätig zu werden? Unter welchen Bedingungen könnten Sie sich vorstellen, dass Sie dieses Zimmer vermieten?

- Wenn es finanziell für Sie notwendig würde?
- Wenn das Sauberhalten des großen Hauses oder der zu großen Wohnung und/oder die viele Gartenarbeit für Sie zur Belastung wird?

- Wenn die Person, die dort einzieht, Sie im Alltag ein wenig unterstützen würde zum Beispiel durch gelegentliche Au-Pair-/Garten-/Haushaltsarbeiten wie Kinder begleiten, Rasenmähen oder Einkäufe erledigen.
- Wenn mit dieser Person Ihr Alltag lebendiger, weniger einsam würde, durch die gelegentlichen Unterhaltungen/Diskussionen über Gott und die Welt? Wenn die Person dieses Zimmer nur tagsüber als Arbeits-/Studierzimmer/Büro nutzt?
- Oder erst, wenn Sie durch einen kleinen Umbau der Wohnung, z. B. um diese barriereärmer zu machen, aus dem bisher ungenutzten Zimmer in der Wohnung eine kleine „Einliegerwohnung“ geschaffen haben mit eigenem Eingang, separatem vollständigen Bad und kleiner Küchenzeile?

## Das Thema Wohnen in den Blick nehmen

Die Bedürfnisse, Wohnsituationen und Möglichkeiten, um sich auf neue Menschen einzulassen, sind so verschieden wie die Lebensbiografien der Menschen, die man hierzu befragt. Und trotzdem lohnt es sich, öfters im Leben darüber nachzudenken was es bräuchte, um leerstehenden Wohnraum für andere bezahlbar, nutzbar zu machen – nicht zuletzt zur Bereicherung der eigenen aktuellen Lebenssituation und des sozialen Zusammenhalts. „Wohnen ist für viele von uns oft wie Atmen – wir tun es, oft ohne darüber nachzudenken – es passiert einfach“ so die Leiterin der Koordination Wohnberatung NRW Susanne Tyll bei einem Workshop für Interessierte aus den Caritas-Konferenzen Deutschlands in der Diözese Essen. Umso wichtiger für alle Beteiligten, sich immer wieder der eigenen Wohnsituation bewusst zu werden und sich frühzeitig idealerweise mit anderen zusammen über mögliche Veränderungen im Zusammenhang mit neuen Lebensbedürfnissen Gedanken zu machen. Sind alle Sinne erst mal scharf geschaltet für



das Thema: „Wie will ich in naher Zukunft wohnen?“, tun sich ganz neue Welten und viele Möglichkeiten auf, die man vorher schlicht nicht wahrnahm.

Dass sich beim Thema Mitwohnen oder Co-Living vor allem bei urbanen und jüngeren Generationen etwas bewegt, zeigen unter anderem auch die Erfolge von Plattformen wie Couchsurfing.com oder Airbnb.com. Bei beiden Plattformen werden Unbekannten über das Internet aus irgendwo in der Welt Zimmer in der eigenen Wohnung und Wohnungen – einmal im Tausch, einmal für Geld – angeboten. Ebenfalls gut frequentiert sind Plattformen wie pluswgs.de; wohnform50plus.ch oder gold-wg.com für Wohn- und Hausgemeinschaften mit älteren Menschen.

## Wohnen für Hilfe

Ist Ihr Themenradar bezüglich Wohnen und sozialer Zusammenhalt für sich oder andere ein, würden Sie über kurz oder lang aufmerksam werden auf Initiativen wie „Wohnen für Hilfe“, die es inzwischen deutschlandweit in gut 30 Hochschulstädten gibt. Diese städtischen oder studentischen Agenturen vermitteln vorwiegend Studentinnen und Studenten, die ein Zimmer suchen mit meist älteren Menschen mit übrigem Wohnraum. Der Clou: keine Miete, sondern eine Vereinbarung, dass die Zimmersuchenden pro Quadratmeter ihres „vermieteten“ Zimmers sich eine Stunde pro Monat für die „Vermietenden“ Zeit nehmen. Diese Zeitstunden können für Unterhaltungen, Spazieren gehen oder konkrete Arbeiten wie Einkäufe erledigen, Fenster putzen oder Gartenarbeiten verwendet werden. Konkret hieße dies: Ein Student der ein 20 qm Zimmer vermittelt bekommt, verspricht die Miete in 20 Stunden Zeit pro Monat in Absprache mit dem Vermietenden zu begleichen.

Was? „Wohnen für Hilfe“ gibt es noch nicht in Ihrer Stadt? Dann wäre das viel-

leicht Ihr erster Anpack für eine Initiative zur Verbesserung des Wohnungsmangels, des ungenutzten Leerstands und der zunehmenden Einsamkeit. Funktionierende Vorbilder sowie erste überregionale Strukturen gibt es bereits, die eine Nachahmung erleichtern und Vorbehalte abbauen können.

Übrigens: „Wohnen für Hilfe“ gibt es nicht nur für Privatpersonen. In einer zunehmende Zahl von Seniorenheimen, bisher vor allem in den Niederlanden, bieten Einige Zimmer nach demselben Konzept an. Mit dem eingetretenen Effekt, dass die jungen Menschen eine Menge Leben und Gesprächsstoff in den Seniorenheimalltag bringen.

## Die Wohnschule

Wenn Sie zu der wachsenden Gruppe der Älteren gehören, Stichwort: demografischer Wandel, würden Sie vielleicht auf die „Wohnschule“ in Köln aufmerksam werden. Mit ihren unterschiedlichen Angeboten, Exkursionen Methoden und Fragen, um herauszubekommen wie man im Alter wohnen möchte. Wer versorgt uns, wenn wir gebrechlich oder pflegebedürftig werden? Welche Wohnformen für Ältere gibt es überhaupt und welche Wohnform passt zu mir? Welches Wohnmodell kann ich mir leisten? Das Spektrum der Wohnschule reicht von kreativen Workshops für Einsteiger(innen) über Exkursionen zu Modellprojekten bis hin zu komplexen Qualifizierungen und Multiplikatorenfortbildungen.

Eine der Gründerinnen dieser Wohnschule, Karin Nell, machte in einem Interview mit dem Autor dieses Artikels deutlich, dass das „Thema Wohnen, wohl eins der wichtigsten Themen des nachberuflichen Lebens“ ist und wie notwendig es sei, frühzeitig, am besten mit anderen zusammen, einen Plan B zu entwickeln, wie man im Alter wohnen möchte. Hilfreich hierbei ist natürlich dies zu tun, bevor bestimmte Lebensereignisse eintreten, die ein anderes Wohnen notwendig machen.

Sowohl über „Wohnen für Hilfe“ als auch die „Wohnschule“ können Sie bei Interesse in unserem CKD-Ehrenamtshandbuch 2018 „Wo die Nähe zählt“ (CKD-HB 18) ausführliche Beiträge lesen.<sup>1</sup>

## **Wohnung zu vermieten**

Ebenfalls im Wirkkreis vieler Leserinnen und Leser liegt die Vermietung ganzer Wohnungen. Wie würden Sie entscheiden, wenn Sie nicht nur ein Zimmer, sondern eine ganze Wohnung zu vermieten hätten? Wer bekäme den Zuschlag? Der alleinerziehende Altenpfleger Günther Kleiber mit seinen drei kleinen Kindern, alle noch unter 10 Jahre alt; die frisch anerkannte netze syrische Flüchtlingsfamilie Baschar und Fadila mit ihren vier Kindern zwischen 6 Monaten und 11 Jahren, die Sie bereits aus der ehrenamtlichen Flüchtlingsarbeit kennen; die Familie Schumann: Er, beschäftigt als leitender Ingenieur bei einem mittelständischen Unternehmen der Region, sie, Grundschullehrerin mit halbem Deputat, schwanger und mit ihrer 12-jährigen Tochter, die ins Vinzenz-von-Paul-Gymnasium geht; oder Gerlinde, Elisabeth, Florentine und Inge, alle um die 60 Jahre, die sich als flotte, solvente Seniorinnen-WG bei Ihnen bewerben?

Schwierig zu entscheiden wird es für diejenigen, für die Vermieten mehr als nur finanzieller Zugewinn ist. Sie werden gedanklich möglicherweise zwischen sozialer Bedürftigkeit der Familie, Neugierde, Sympathie oder eigener Selbstwirksamkeit, die Welt ein wenig verbessern zu können, und der Werterhaltung der eigenen Immobilie, dem sozialen Frieden im gesamten Haus sowie einem möglichst reibungslosen Mietverhältnis abwägen. Im vorliegenden Beispiel sicherlich keine einfache Entscheidung.

Und schon sind wir wieder selbst mitten drin in dem facettenreichen Thema Wohnen und sozialer Zusammenhalt und dessen persönlicher und gesellschaftlicher

Bedeutung. Der Ruf nach bezahlbarem Wohnraum ist unüberhörbar. Aber nicht alle haben dieselben Chancen auf dem Wohnungsmarkt. Erfahrungen, Vorurteile oder Ängste auf Vermieterseite machen es manchen Gruppen schwer, einen für sie passenden, bezahlbaren Wohnraum auf dem freien Markt zu bekommen. Wie man diesen Gruppen die Wohnraumfindung etwas erleichtern kann, zeigen zwei Beispiele aus dem CKD-HB 18.

## **Wohnraumprojekte in Wels und in Konstanz**

Auf Initiative des Pfarrgemeinderates St. Franziskus in Wels mietet die Pfarrgemeinde nun Wohnungen für Flüchtlinge an. Sie hat ein Projekt geschaffen, das neben Wohnraum auch die anfängliche Begleitung von Asylberechtigten sicherstellt und beim Ankommen hilft. Sie findet mietbaren Wohnraum durch Bürgen- und Begleitfunktion für Asylberechtigte. Durch eine ehrenamtliche Begleitung sollen die Familien innerhalb von einem bis eineinhalb Jahren auf eigenen Füßen stehen. Hierzu hilft das klar formulierte Ziel: Eine Person pro Wohnung findet eine Festanstellung. Die Finanzierung läuft auch über Spenden z. B. für Kautions- oder Mietgarantie. Viele Freiwillige bringen sich nach Kompetenzen und Interessen ein. Ein weiteres sehr erfolgreiches Projekt ist die ehrenamtliche Initiative „83 Konstanz integriert“, die in Zusammenarbeit mit der Stadt Konstanz seit 2016 inzwischen knapp 100 Flüchtlingen Wohnraum vermitteln konnte.

## **Aktion Wohnungssuche im Gottesdienst: Bewerber-Collage für Kirche und Gottesdienst**

Kurz gefasst geht es darum eine Bewerbercollage zu erstellen und in der Kirche aufzuhängen, um den Kirchenbesuchern die wohnungsuchenden Geflüchteten vertraut zu machen und Ängste bei potentiell-

len Vermietern abzubauen. Eröffnung der Bewerber-Collage im Rahmen eines Gottesdienstes/Caritasgottesdienst. An Stelle der Predigt können sich einzelne auf den Plakaten abgebildete, suchende Einzelpersonen oder Familien vorstellen. Gute Deutschkenntnisse und etwas Mut braucht es allerdings, um ins Mikrofon zur Gemeinde zu sprechen.

## **Fragen Sie bei Kirchengemeinde und Kommune nach!**

Die Frage nach bezahlbarem Wohnraum, sichtbaren und unsichtbaren Leerständen und einem guten sozialen Zusammenhalt im Wohnquartier, der Kirchengemeinde oder im Dorf lassen sich nicht selten auf einen Schlag lösen – jedoch mit mehr Mut der Einzelnen zum Zusammenleben und ZusammenWohnen. Es braucht daneben ebenfalls Menschen und Strukturen, die helfen und unterstützen für die Fälle und Situationen, warum vielleicht viele eher ihre Zimmer und Wohnungen leerstehen lassen. Gründe sind Geschichten oder Erfahrungen von nicht gezahlten Mieten, Lärm- und Geruchsbelästigung, Streitigkeiten, Beschädigung der Mietwohnung usw.

Fragen Sie, welche Ideen oder Strategien Ihre Kommune oder Kirchengemeinde hat, das Vertrauen von Eigentümern mit vermietbarem Leerstand zu gewinnen, damit diese Wohnräume zur Vermietung anbieten bzw. Wohnraum schaffen. Dies könnte beispielsweise durch aufsuchende Mietvertrags- und Wohnberatung, kostenlose Konfliktberatung, Kautions- und Mietbürgschaften, eine(n) fest installierten, zuverlässigen Ansprechpartner(in) auf der Kommune speziell für Mietverhältnisse für Personengruppen, die es schwer haben auf dem Wohnungsmarkt oder andere Maßnahmen geschehen. Gelingt es Kirchengemeinde und Kommune in Zusammenarbeit mit hauptberuflichen und ehrenamtlichen Akteuren, wieder Vertrauen

zu den zahlreichen privaten Eigentümern von Wohn- oder Gewerberaum aufzubauen und Unterstützung zuzusagen, werden vielerorts bisher sichtbare und unsichtbare Leerstände (wieder) vermietet und sorgen für mehr bezahlbaren Wohnraum sowie sozialen Zusammenhalt.

## **Investieren in den sozialen Zusammenhalt**

„Sozialer Zusammenhalt und soziale Ressourcen werden nicht mehr allein aus traditionellen Familienzusammenhängen und Nachbarschaften heraus geschweißt, man muss in sie investieren und das nicht nur individuell [...] sondern auch als Wohnungswirtschaft, als Kommune, als Kirchengemeinde“ (Prof. Klie, CKD-HB 18, S.14). Vor diesem Hintergrund engagieren sich Caritas-Konferenz-Gruppen und – Projekte in Besuchs- und Begleitdiensten, Nachbarschaftsprojekten, Solidaritäts- und Flüchtlingsinitiativen und hoffentlich bald auch als Brücke, die Menschen in verschiedenen Lebensphasen hilft, die für Sie passende Wohnform kennenzulernen, die bei Veränderungswünschen finanziell, ideell sowie tatkräftig Unterstützung vermittelt. Dies alles führt zu mehr Nähe, sozialem Zusammenhalt sowie Beteiligung im Sozialraum.

## **Zunehmende Vereinsamung, Armut und Inklusionsbedarfe**

Wir sind in der sozial-caritativen Ehrenamtsarbeit in der Pfarrgemeinde mit zunehmender Anonymität, Vereinsamung, Armut und Inklusionsbedarfen in der Stadt und auf dem Land konfrontiert.

Wir brauchen daher ein Umdenken im Bereich (Zusammen)Wohnen. Wir brauchen mutigere, kreativere Formen des Zusammenlebens. Wir brauchen Vorbilder und Menschen, die verschiedene Wohn- und Lebensformen kennen, vorleben und anderen mitteilen. Wir brauchen (ehrenamtliche)

Initiativen und Strukturen, die Menschen in verschiedenen Lebensphasen helfen, die für Sie passende Wohnform kennenzulernen; die bei Veränderungswünschen auch finanziell helfen und unterstützen. Ideen „Wie aus Leerstand Wohnraum wird“ mit Themen wie Haus im Haus, gemeinschaftliches Wohnen, Hausprojekte, Wohngemeinschaften-Plus, Syndikatsmodelle, „Wohnen für Hilfe“ oder „Wohnschule“ und interaktive Methoden wie die „Bodenzeitung zu Wohnformen“ sind erste Ideen hierzu (CKD-HB 18).

## Was kann Ehrenamt hier leisten?

Ehrenamtliche der Pfarrgemeinde sind oft in denselben Netzwerken wie Immobilienbesitzer(innen), kirchliche oder kommunale Entscheider(innen) unterwegs und können diese mit Informationen, speziellen Hinweisen oder Ideen z. B. aus dem neuen CKD-Ehrenamtshandbuch und konkreten, authentischen Bedarfsgeschichten aus ihrer caritativen Arbeit erreichen.

Ehrenamtliche erreichen neben den eigenen Bekannten durch ihre aufsuchende Arbeit in ihren Diensten viele Menschen in ihrem Wohnumfeld. Sie treffen dort z. B. auf Alleinstehende, deren Kinder aus dem Haus sind und/oder deren Partner bereits gestorben ist. Manche sind einsam, manche können die Wohnung alleine nicht halten, oder manchen ist die Pflege des großen Hauses einfach zu viel. Oft fehlen die Ideen oder der Mut etwas zu ändern.

Sozial-caritative Ehrenamtliche sind nah dran! Sie und Ihre Mitstreiter(innen) können bei entsprechender Sensibilisierung eine Brücke bilden und je nach Situation selbst oder über organisierte Infoveranstaltungen, zu denen sie einladen, informieren. Sie können vermitteln, Mut machen und eigene Ideen oder Impulse aus diesem Handbuch bei Betroffenen, in der Kirchengemeinde oder der Kommune zur Sprache bringen. Oftmals lässt sich durch alternative Wohnmodelle, (finanzielle) Bürgschaften, Nachbarschaftshilfe oder

kleine bauliche Änderungen neuer Wohnraum gewinnen und die Lebensqualität durch neue Mitbewohner steigern – zum Wohl aller Beteiligten.

## Forderungen nach (Sozial)Wohnungsneubau greifen zu kurz

Allzu oft hört man als vermeintlich schnellste Lösung: Mehr Sozialwohnungsbau! Der jedoch durch die lediglich 10 - 15-jährige Mietpreisbindung alles andere als nachhaltig ist, wie sich bereits jetzt schon herausstellt. Es ist so, wie wenn man in der Debatte um den jährlich ansteigenden Insulinbedarf in Deutschland, allein den sozial sichergestellten Bezug von Insulin fordern würde, nicht aber die Förderung präventiver Maßnahmen bezüglich der Ursachen bei den Betroffenen selbst, z. B. in Ernährung, Bewegung oder den Rahmenbedingungen des hauptsächlich diagnostizierten „Typ2-Diabetes“ in Betracht zöge. Nicht nur die soziale Nachhaltigkeit ist durch die wegfallende Preisbindung nicht gegeben, auch die ökologische Nachhaltigkeitsbilanz hinsichtlich des Flächen- und Ressourcenverbrauchs fällt für viele Neubaugebiete schlecht aus.

## Zu hohe Flächenversiegelung erfordert neue Lösungswege

Unser Wohnflächenbedarf im Land hat sich in den letzten 65 Jahren auf heute durchschnittlich 45 qm/Person verdreifacht. Fast jede(r) weiß um Leerstand bei Gewerbe- als auch vermietbaren (Einlieger) wohnungen oder Zimmern in Wohngebäuden im Bekanntenkreis.

Dazu kommt, was leider nur wenige Menschen wissen: Wir versiegeln laut Statistischem Bundesamt – auf die letzten vier Jahre gesehen – durch Wohn-, Geschäfts- und Straßenbau, Parkplätze, usw. im Mittel ca. 66 Hektar pro Tag! Jeden Tag wird also deutschlandweit die Anbaufläche eines mittleren Bauernhofes für Natur und Landwirtschaft unbrauchbar. Jeden Tag!

Das Ziel der Bundesregierung daher: bis 2030 die Flächenversiegelung auf unter 30 ha/Tag zu bringen und 2050 sogar auf null Hektar/Tag.

Die Lösung des Mangels wird zukünftig deshalb nicht allein im Bau neuer Stadtquartiere und Wohngebiete liegen können. Daniel Fuhrhop, Autor mehrerer Bücher zum Thema Wohnen, unter anderem auch Autor im CKD-HB 18, verdeutlicht das Phänomen Neubau in einem seiner Bücher: Trotz stagnierender Bevölkerungszahl wurden zwischen 1993 und 2013 sechs Millionen neue Wohnungen (30 Mio. Räume/800 Mio. qm) gebaut. Mit Platz, um die kompletten Niederländer bei uns unterzubringen. Bräuchte jede(r) 1/10 weniger Wohnraum, ergäbe sich rein rechnerisch zusätzlicher Wohnraum für 10 Mio. Menschen.

## Stadt und Land in den Blick nehmen

Nicht nur der Wohnraummangel in der Stadt, sondern auch die Leerstände auf dem Land sollten betrachtet und in zukünftigen Entwicklungspfaden berücksichtigt werden. Es braucht deshalb auch Ideen und Initiativen, um Wegzugsregionen zu stärken und attraktiver zu gestalten. Hierzu gehört für die jungen Erwachsenen, die bleiben, zurückkommen oder neu zuziehen wollen, neben einem aktiven Dorfleben ein schlüssiges Mobilitätskonzept, eine gute Breitbandanbindung, geeignete Ausbildungs-/Arbeitsmöglichkeiten mit zeitgemäßen Angeboten wie Coworking Spaces, DorfUnis oder Otelos. Ebenfalls so wichtig wie niedrige Mieten auf dem Land sind mietbare, attraktive Wohnformen in ländlich gelegenen Dörfern und Kleinstädten für Wohngemeinschaften, Singles oder neu Zugezogene.

## Den ersten Schritt machen

Bringen Sie das Thema zur Sprache und zur Diskussion. Im eigenen Umfeld. Im

Pfarrteam, im Pfarrgemeinderat, in der Pfarrgemeinde. In Infoveranstaltungen, Gruppenstunden, auf Pfarrfesten, in Gottesdiensten. In Schaukästen, in Aktionen, in Umfragen, in Projekten und Initiativen im kirchlichen und kommunalen Umfeld. Ja, vielleicht wagen Sie sich damit auch als politische Aktion auf den Marktplatz oder in die Fußgängerzone ihrer Stadt und zeigen als Kirche Flagge für die Trias bezahlbarer Wohnraum – ungenutzter Leerstand – sozialer Zusammenhalt. Bauen Sie mit ein paar Möbeln und Teppichen in der Fußgängerzone ein Zimmer nach. Lassen Sie sich hierbei inspirieren durch den Aktionsvorschlag: „Zimmer auf die Straße“ vom Deutschen Caritasverband e.V.

Schaffen Sie physische und digitale Räume, in denen Bewohnerinnen und Bewohner sich austauschen, informieren, zusammenschließen und Gedanken machen können, wie sie ihr aktuelles und zukünftiges Wohnen, ihre Lebenssituation und den sozialen Zusammenhalt vor Ort verbessern können.

Zeigen Sie, dass es mehr Möglichkeiten – jenseits des Rufs nach mehr (Sozial-)Wohnungsbau – für bezahlbares Wohnen und mehr sozialen Zusammenhalt gibt. Motivieren Sie zu mehr Mut im Zusammenleben und seien Sie selbst Vorbild und schaffen Sie kreativ erste Strukturen in Kooperation mit Kommune, Caritas und Kirche oder regen dies an.

Erste Anregungen für Methoden, Modelle oder Praxisbeispiele finden Sie im CKD-Ehrenamtshandbuch „Wo die Nähe zählt“ oder auch in jüngsten Büchern wie „Einfach anders Wohnen“ von Daniel Fuhrhop.

## Anmerkungen:

<sup>1</sup> [http://bit.ly/Wo\\_die\\_Nahe\\_zählt](http://bit.ly/Wo_die_Nahe_zählt)

# Bibliodrama als „Theologie des Leibes“

Dass zum Bibliodrama der Körper und seine Bewegung gehört, klingt trivial. Und doch scheint der Hauptfokus meist schon zu Beginn vornehmlich auf dem Text und seiner Erschließung im Spiel auf der Bühne zu liegen. Selbst die Hinführung zum Bibliodramatext und -thema ist in der Regel inhaltlich ausgerichtet; selbst dort, wo es eine körperliche „Anwärmung“ auf das konkret geplante Bibliodramaspiel gibt. Unbeachtet bleibt dabei eigentlich etwas ganz Wichtiges, was eine eigene Bedeutung hat: nämlich dass allein schon das Einbringen des Körpers und seiner Leiblichkeit etwas tief Religiöses hat. Etwas, das so bedeutsam ist, dass es auch in der Theologie, ja sogar von Seiten des Lehramtes der Katholischen Kirche, eine Aufnahme gefunden hat. Beigetragen zu diesem Stellenwert hat vor allen Dingen Papst Johannes Paul II. Mit seiner Person ist die Theologie des Leibes verbunden. Sie besagt, dass der Leib eine Gotteserfahrung, im ursprünglichen Sinn eine Theologie in sich birgt. Die Theologie des Leibes wurde ausgehend von den zwischen September 1979 und November 1984 gehaltenen Mittwochskatechesen von Papst Johannes Paul II. ausgearbeitet und zunächst und – von vielen bis heute auch nur ausschließlich – auf die konkrete Bestimmung von Mann und Frau füreinander bezogen. Für Papst Johannes Paul II. ist „[d]ie Theologie des Leibes [...] nicht nur eine Theorie, sondern enthält eine ganz bestimmte, dem Evangelium gemäße christliche Pädagogik des Leibes“ (Katechese 122,5).<sup>1</sup> Darin stellt sie einen Versuch

dar, die kirchliche Lehre mit dem Leben der Menschen in neuer Weise zu verbinden.

Gegenüber der Theologie des Leibes ist auf philosophischer Seite die Phänomenologie der Leiblichkeit etwas älteren Datums. Sie wird mit dem französischen Phänomenologen Maurice Merleau-Ponty<sup>2</sup> (1908–1961) verbunden, der im deutschen Sprachraum vor allem durch Bernhard Waldenfels bekannt wurde. Gemäß der in der Phänomenologie ausgearbeiteten Grunddifferenz zwischen den Begriffen Körper und Leib hat der Mensch einen Körper, ist aber ein Leib. Der Mensch ist durch seine leibliche Verfasstheit räumlich prädisponiert und strukturiert. Der Mensch ist nicht einfach körperlos-flüchtiger „Geist in Welt“, sondern – wie es gerade die Phänomenologie lehrt – geistbegabter, räumlicher Leib. „Der Leib ist die raumzeitliche Gestalt des Geistes“, so sagt es Karlfried Graf Dürckheim: der Leib, den man nicht hat, sondern der man ist.

*„Der Körper, den man hat, wird wahrgenommen als ein Gegenstand, ein Objekt, bei dem es um Gesundheit oder Schönheit geht; der einem gehorchen muß, um welche Leistung in der Welt es auch geht. Demgegenüber muß man unter dem 'Leib, der man ist' die Einheit der Gebärden verstehen, in denen man sich ausdrückt und darstellt, verfehlt oder verwirklicht.“<sup>3</sup>*

In der und durch die Leiblichkeit erschließt sich alles: man selbst, das Umgebende, die Räumlichkeit und das „transzendente Darüberhinaus“ – das ganze Leben. Leiblichkeit bedingt die gesamte Weise, die Welt wahrzunehmen und sich selbst darinnen. Und dies im wahrsten Sinn von Anfang an:

## Die leibliche Entwicklung über Räume: Inkarnation und *Oikeiosis*

Der Leib und der ihn umgebende Raum prägt den Menschen von Beginn an bis zum letzten Atemzug. Die Raumbezogenheit des Menschen lässt sich bis in das Frühstadium seiner Entwicklung zurückverfolgen: Schon im Mutterleib ist der menschliche Embryo



in der Fruchtblase räumlich umhüllt. Dieser ursprüngliche Zustand des Eingehülltseins wird nach der Geburt durch eine „kulturelle“ Aktivität ersetzt: In Tücher gehüllt – gleich einer zweiten Haut – folgt der Schutz vor äußeren Gefahren wie Kälte und Verletzungen. Bei den ersten spontanen und zunehmend gerichteten Bewegungen gewöhnt sich der Säugling an seinen Körper und lernt ihn zu beherrschen. „Diese sensorische Eingewöhnung, durch die wir schließlich unseren Leib ‚bewohnen‘, wird von manchen deutschen Phänomenologen als ‚Inkarnation‘ bezeichnet. Gleichzeitig entwickelt sich auch die leibliche Aneignung der Welt, das Vertrautwerden mit den Formen, Farben, Klängen und Gerüchen der Dinge, das Erlernen des handelnden Umgangs mit ihnen – vom Gebrauch eines Löffels bis zum Bedienen eines Computers.“<sup>4</sup> Diese Prozesse der leiblichen Eingewöhnung in die Welt bezeichnet der deutsche Anthropologe Thomas Fuchs mit einem Begriff der stoischen Philosophie als *Oikeiosis* (Einhausung). Inkarnation und *Oikeiosis* sind nicht voneinander zu trennen: In dem Maß wie der Säugling leiblich geschickt zu agieren lernt, erlernt er auch den Gebrauch und die spezifische Eignung der Dinge seiner Umwelt. „Die zunehmende Differenzierung des [...] Körperschemas [...] schließt zugleich die Orientierung im Raum [...] ein.“<sup>5</sup> Der Raum gehört engstens zu dem Körperschema dazu und wird mit dem Ausdruck „dritte Haut“ beschrieben. In dieser Formulierung kommt zum Ausdruck, dass wir in den Räumen, die wir um uns errichten, einen körperlich und seelisch bedeutsamen Zustand herzustellen versuchen, nämlich uns einerseits geborgen und aufgehoben zu fühlen und uns andererseits abgegrenzt und als einzelnes Individuum erleben zu können. Entwicklung – so sagen Psychologen – geschieht immer an der Raumgrenze: Ohne das Gefühl, sich an der Grenze zu bewegen und sich auf Neues einzulassen, gibt es keine Erweiterung des eigenen Raumes.<sup>6</sup>

Darauf möchte ich mit diesem Text zielen.<sup>7</sup> Menschwerdung geschieht – buch-

stäblich von Anfang an – leiblich und „in Räumen“ bzw. „über Räume“ – und selbst bei Erwachsenen über das sich Einfinden oder im neu Kennenlernen von bekannten und je neuen Räumen. Entwicklung entsteht in der Überschreitung des eigenen Raumes auf neue Räume hin.

Jeder Schritt bietet uns eine veränderte Sicht und lässt dasselbe anders erscheinen. Was Raum jeweils ist, hängt im wahrsten Sinn von unserem Standpunkt ab. Wir nehmen Raum wahr als Spannung, die sich zwischen uns und den Dingen ergibt. So ist Raum nicht, sondern entsteht faktisch jeweils neu. Der Umraum ist „nicht als Gegenüber zum Leibraum begreifbar, sondern [ist] als gelebter Raum selbst leiblich“.<sup>8</sup>

## Der Leib und seine Bewegung im Raum

Der Leib kann verstanden werden, nicht als irgendein „Gegenstand in der Welt, sondern als das Vermögen, das mir die Welt eröffnet. [...] Alles Fühlen, Wahrnehmen, Vorstellen, Denken und Tun vollzieht sich somit auf der Basis eines leiblichen Hintergrunds, oder mit anderen Worten: Das Subjekt dieser Tätigkeiten ist immer leiblich.“<sup>9</sup> Dabei geschieht die räumliche (Selbst-) Erfahrung – so lehrt die Phänomenologie des Leibes<sup>10</sup> – über die Sinne, in denen der Mensch mit der umgebenden Wirklichkeit in Kontakt tritt. Da der Mensch kein spezielles Organ zur Raumwahrnehmung besitzt, ist er darauf angewiesen, im Hören, Sehen, Riechen, Schmecken und Ertasten und mit seinen geistigen Kräften ein Bild und ein Verständnis von sich und der umgebenden Welt zu konstituieren.

Mit diesen Gedanken zur Entstehung des Raumbewusstseins<sup>11</sup> ist zugleich schon implizit mitgesagt, dass sich Raumvorstellungen auf Vorstellungen aus der eigenen Bewegungserfahrung beziehen und durch die vielen Sinneseindrücke vermittelt sind. Wie viele andere Psychologen hat vor allem Piaget davon gesprochen, dass Raum-



vorstellungen internalisierte Bewegungen sind. Schon vor über 250 Jahren wurde darauf aufmerksam gemacht, dass Worte wie „hoch“, „niedrig“, „links“ und „rechts“ ihre primäre Bedeutung von den kinästhetischen und taktilen Erfahrungen erhalten. Entwicklungspsychologisch wird die Entstehung des Raumbewusstseins an den ersten und zunehmend differenzierten Bewegungen des Neugeborenen festgemacht, mit denen es seinen Nahraum und zunächst die mütterliche Brust ertastet. Aber auch aus phänomenologischer Perspektive werden die Möglichkeiten, die dem Leib zur Erfassung eines Gegenstandes zur Verfügung stehen, unter dem Begriff der „kinästhetischen Empfindung“<sup>12</sup> gefasst und darin schon zum Ausdruck gebracht, dass „[d]er räumlich Wahrnehmende [...] zugleich ein Handelnder sein [...muss]. Nur ein räumliches, sich bewegendes Wesen kann Räumliches wahrnehmen.“<sup>13</sup> „Dabei ist das visuelle Feld für die Konstitution der Horizontalen und der Vertikalen verantwortlich, das taktuelle Feld für die Konstitution der Tiefe [...] das visuelle Feld durch die Bewegung der Augen und des Rumpfes gekennzeichnet (okulomotorisches Feld), das taktuelle Feld durch die Körperbewegung des Gehens.“<sup>14</sup> Und es ist geprägt von sinnlichen, Geschmacks- und Geruchserinnerungen, die zusammen dem Gehörsinn unsere Raumvorstellungen prägen.

In den auf den Leib bezogenen Absätzen habe ich bisher noch gar nichts explizit Religiöses gesagt. Das Thema Leib und Raum gründet in einem beinahe zivilreligiösen, auf jeden Fall aber religionsübergreifenden Bereich, das unabhängig von Glaube und religiöser Vorprägung nachvollzogen werden kann. Und doch gilt auch das zu Beginn Gesagte: Der Leib ist eine ursprüngliche Offenbarung, Theologie in einem ganz ursprünglichen Sinn. Oder mit Papst Franziskus gesprochen: „In den menschlichen Leib, der von Gott geformt wurde, ist eine Sprache eingeschrieben, welche den Menschen einlädt, die Gaben des Schöpfers zu erkennen.“<sup>15</sup>

Das Bibliodrama gibt dieser ursprünglichen Leiblichkeit des Menschen Raum. Und

dies zuallererst. Es lädt durch den abgetrennten Bühnenraum dazu ein, in einen Erfahrungsraum einzutreten und darin die ursprüngliche Leibpräsenz in dem Offenbarungsraum der Welt zu erleben. Ein Text gibt zumeist den Anlass. Manchmal überdeckt er im eigenen Erleben die Selbsterfahrung, zuweilen stößt er sie gerade erst an. Das Wichtigste ist aber: Raum und der biblische Text im Bibliodrama geben der gottgewollten Leiblichkeit des Menschen insgesamt die Möglichkeit als solche zur Geltung zu kommen. Das Bibliodrama ist eine Möglichkeit der Praxis, die Theologie des Leibes zur Geltung kommen zu lassen. Es ist eine Theologie des Leibes im ursprünglichen Sinn.

### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Martin, Norbert/Martin, Renate (Hrsg.), Die menschliche Liebe im göttlichen Heilsplan: Eine Theologie des Leibes. Mittwochskatechesen von 1979-1984. Kisslegg 22008, 663.
- <sup>2</sup> Vgl. Merleau-Ponty, Maurice, Phänomenologie der Wahrnehmung (Phänomenologisch-Psychologische Forschungen, 7). Berlin – New York 1966.
- <sup>3</sup> Dürckheim, Graf Karlfried von, Mein Weg zur Mitte. Freiburg 1985, 78.
- <sup>4</sup> Fuchs, Thomas, Leib und Lebenswelt. Neue philosophisch-psychiatrische Essays. Kusterdingen 2008, 18.
- <sup>5</sup> Ebd., 18-19.
- <sup>6</sup> Vgl. Funke, Dieter, Die dritte Haut. Psychoanalyse des Wohnens. Gießen 2006, 16-17.
- <sup>7</sup> Vgl. Dörnemann, Holger, Der leere Raum im Bibliodrama. Religionspädagogik räumlich gelebter Religion. Berlin 2013, 37.
- <sup>8</sup> Fuchs, Thomas, Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart 2000, 159.
- <sup>9</sup> S. Anm. 3, 17.
- <sup>10</sup> Vgl. Waldenfels, Bernhard, Das leibliche Selbst. Vorlesungen zu Phänomenologie des Leibes. Frankfurt 2000.
- <sup>11</sup> Vgl. Anm.7, 36-58.
- <sup>12</sup> Vgl. Husserl, Edmund, Ding und Raum. Vorlesungen 1907. Text nach Husserliana, Bd. XVI (Philosophische Bibliothek 437). Hamburg 1991.
- <sup>13</sup> S. Anm. 8, 157.
- <sup>14</sup> Jooß, Elisabeth, Raum. Eine theologische Interpretation (Beiträge zur evangelischen Theologie, 122). Gütersloh 2005, 54.
- <sup>15</sup> Papst Franziskus, Enzyklika Laudato si' (2015), Nr. 155.

# Literaturdienst

**Johannes Hartl; Karl Wallner; Bernhard Meuser, (Hrsg.): Mission Manifest. Die Thesen für das Comeback der Kirche. Freiburg i. Brsg. 2018, 240 Seiten. 20,00 Euro, ISBN 9783451381478.**

Selbstbewusst kommt es daher, das „Mission Manifest“, verspricht es doch „die(!) Thesen für das Comeback der Kirche“. Inzwischen Spiegel-Bestseller, belegt das Buch die hohe Nachfrage nach Hilfen und Impulsen, die sich mit Wegen aus der derzeitigen Krise der Kirche hierzulande befassen. Zugleich verheißt es „pointierte und polarisierende, konstruktive und konkrete Thesen“, um „die vielleicht letzte Chance“ für das Überleben des Christentums zu nutzen (vgl. Klappentext). Ich stutze ein erstes Mal: Ist diese Dramatisierung nötig?

Die insgesamt zehn Thesen werden eingeleitet und einzeln kommentiert von einem Autoren-Team, großteils Frauen und Männer aus Bewegungen und Initiativen, die man den charismatischen, neuen geistlichen Aufbrüchen zuordnen kann (Nightfever, Gebetshaus Augsburg, YOUCAT-Foundation, Loretto-Gemeinschaft, Gemeinschaft Emmanuel), Gruppen, die seit einigen Jahren das Thema Mission, oft mit entsprechendem modernen Medieneinsatz, in die kirchliche Praxis tragen.

Der appellhafte Charakter des Buches beweist sich gleich zu Beginn. Eine Art Selbsterklärung lädt den Leser ein, seine Bereitschaft zur Mission zu erklären und folgenden Aussagen zuzustimmen: „Ich bin bereit für Mission. ... Ich will, dass mein Land zu Jesus findet. Ich verpflichte mich für den Zeitraum von einem Jahr, eine bestimmte Aufgabe zu übernehmen“, und bietet die Möglichkeit, Name, Alter und Unterschrift einzutragen (vgl. 7). Die Unterschrift kann auch online geleistet werden. 3775 Personen haben dies inzwischen getan (vgl. <https://www.missionmanifest.online/#unterzeichnen/25.4.2018>). Die angesprochene Aufgabe findet sich ebenfalls auf der Webseite der Initiative und überrascht: Es sind zunächst Links zu den Initiativen der Autoren und führen zu den Angeboten von Nightfever, Elijah21, All-for-one, YOUCAT usw., denen man sich für ein Jahr anschließen soll, gründet man nicht selbst eine entsprechende Initiative (vgl. 20). Weitere praktische Möglichkeiten eröffnen sich offenbar nur für Unterzeichner des Manifestes (vgl. 20). Das riecht nach gutem Marketing: Informationen verknappen, um das Interesse zu steigern und zur Unterzeichnung zu verleiten. Sind das ganze Buch und die mediale Begleitung vielleicht nur ein Marketing-Gag für die Bewerbung der eigenen Produkte und Gruppen? Ich werde erneut skeptisch.

Dabei ist die Grundannahme des „Manifests“ unstrittig: Deutschland, Europa ist zum Missionsland geworden. Daher darüber nachzudenken, was dies für den Glauben und die daraus erwachsende Praxis bedeutet, ist eine zentrale Aufgabe – nicht nur kirchlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, sondern eines jeden Christgläubigen.

Zu teilen sind auch zentrale Forderungen, die in einer Einleitung zusammengefasst werden: keine Indoktrination, kein Ausbau der kirchlichen Bürokratie, sondern neue Prioritäten, „Bekehrung, Gebet, Mut zu ungewöhnlichen Lösungen, unbefangenes, gewinnendes Zugehen auf Nichtchristen, eine Neuorientierung anhand der Heiligen Schrift, aber vor allem die Hinwendung zu Gott“ (16). Dass dies möglich sei, wird unter Verweis auf die evangelischen Freikirchen und die (eigenen) katholischen Erneuerungsbewegungen belegt. Und die Autoren plädieren für neue Orte des Glaubens, die Menschen „weniger aufgrund kirchlicher Routine, sondern aufgrund authentischer Gotteserfahrung“ (17) versammeln, etwa angespornt durch Erfahrungen in Taizé, einem Alphakurs, einem Pfingsttreffen, einem Prayerfestival, Nightfever, dem Weltjugendtag etc. (vgl. 17).

Keine Frage: Es wird auch in der Kirche nicht alles so bleiben wie es war oder ist. Es braucht diese neuen Orte und noch mehr als bislang. Aber: Zur deutlichen Akzentuierung des „Neuen“ benötigt die Argumentation die (leider undifferenzierte) Infragestellung des „Alten“: „Uns sollte höchstens unwohl werden bei der Vorstellung, in der Kirche müsste alles genau so bleiben, wie in den alten Staatsverträgen, Dienstordnungen, Pastoralplänen, Sitzungsprotokollen, Öffnungszeiten und Arbeitsverträgen geregelt ist“ (18). Ah, so einfach geht das: Kirchensteuer abschaffen, alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter entlassen, Pfarrämter schließen, ... – es lebe das Chaos. „Die Rückbesinnung auf das Evangelium bringt die große Linie zurück und macht locker: ‚Kirche‘ ist möglich ohne Konkordate, Fakultäten und Kathedralen ...“ (18). Ich wundere mich, dass auch Bischöfe sich diesen Forderungen angeschlossen haben.

Spätestens hier werde ich der Kampagne überdrüssig. Ich ahne, was die Autoren bewegt, doch das ist mir zu plakativ. Die zehn Thesen selbst wiederum (vgl. auch: <https://www.missionmanifest.online/#thesen/25.4.2018>) sprechen für sich und versammeln weitgehend allgemein akzeptierte, zentrale Erfahrungen bzw. fundamentale Voraussetzungen für wirksames und redliches missionarisches Handeln. Beim Aufbau ihrer Argumentation aber ist den Autoren ein „sowohl als auch“ nicht möglich. Sie übersehen damit, wie segensreich andererseits die kirchlichen Strukturen nach wie vor sind und welche Rolle die klassische Ortsseelsorge spielt. Beide Formen von Kirche gälte es nicht gegeneinander auszuspielen, sondern es ist an der Zeit, ihr Zueinander

(was in der Fresh Expressions-Bewegung als „Mixed Economy Church“ bezeichnet wird) zu reflektieren.

Dieser Mangel ist bedauerlich. Denn manche der kommentierenden Beiträge des Buches sind durchaus lesenswert. Die „Präambel“ von Michael Prüller (21-51) zeigt durch ihren narrativen Charakter, wie einfach missionarisches Handeln beginnt und was es bewirken kann. Johannes Hartl zeigt in seinem Kommentar zu These 6 auf (149-165), welche blinden Flecken in der eigenen Praxis durch die Begegnung mit Freikirchen entdeckt werden können (ob gerade die Arbeit in kleinen Gruppen die zentrale Entdeckung ist, wage ich auf dem Hintergrund katholischer Jugendarbeit jedoch zu bezweifeln). Katharina Fassler lässt an ihrer Vision einer „Demokratisierung“ von Mission (im Kontext von These 9) teilhaben (207-226), in der Familien die leer stehenden Pfarrhäuser auf dem Land bewohnen und ihr geistliches Leben in das Dorf ausstrahlen lassen. Freilich bewegen sich alle Beiträge im Bereich der jeweiligen geistlichen Heimat der Autorin bzw. des Autors. Das garantiert Authentizität. Andererseits bleiben geistliche Aufbrüche andernorts, etwa im Bereich der Caritas, der Jugendarbeit und Jugendsozialarbeit, der sich für das Gemeinwesen engagierenden Gemeindepastoral oder der Exerzitienarbeit (um nur einige zu nennen), unterbelichtet.

Wer sich schon länger mit Fragen der Mission und Missionstheologie auseinandersetzt, mit neuen Formen des Kirche-Seins und des zeitgemäßen Glauben-Lernens, wird über die einzelnen Erfahrungen und Vorschläge nicht überrascht sein. Immerhin setzen sich die Kirchen in Deutschland (mindestens) seit rund 20 Jahren (wieder) intensiv mit der Frage der eigenen Sendung auseinander. Auch der praktische Hinweis am Ende der Einleitung ist nicht verkehrt, der Verweis auf das Tandem-Prinzip: Such dir Mitstreiter/-innen! „Geh nicht allein!“ (20) Dennoch bin ich geneigt, den Autorinnen und Autoren (und den Leserinnen und Lesern) auch die beiden folgenden Hinweise mit auf den Weg zu geben: „Obwohl dieser Auftrag uns einen großherzigen Einsatz abverlangt, wäre es ein Irrtum, ihn als heldenhafte persönliche Aufgabe anzusehen, da es vor allem sein Werk ist ... In jeglicher Form von Evangelisierung liegt der Vorrang immer bei Gott, der uns zur Mitarbeit mit ihm gerufen und uns mit der Kraft seines Geistes angespornt hat“ (Evangelii Gaudium 12). „Wir können die Kirche nicht machen und wir müssen die Kirche nicht retten. Aber es sollte uns sehr unruhig machen, wenn wir uns als Kirche verschließen, wenn wir nur eine bestimmte Gestalt von Kirche und kirchlichem Leben konservieren wollen ...“ (Die deutschen Bischöfe: Gemeinsam Kirche sein, 11).

*Patrik C. Höring*

**Sabine Demel, Michael Pflieger (Hrsg.): Sakrament der Barmherzigkeit, Welche Chance hat die Beichte? Freiburg i. Br. 2017, 637 S., 39,99 Euro, ISBN: 978-3-451-34961-4.**

Ein Buch über das Bußsakrament. Das Thema löst vielfach einen Stoßseufzer aus und die Gründe dafür sind vielfältig. Klagen über den Bedeutungsverlust dieses Sakraments sind oft zu hören gewesen, doch inzwischen kommt der Verdacht auf, dass selbst die Klage verstummt ist und das Thema im Schweigen versinkt. Dies widerspricht aber dem Stellenwert eines Sakraments und so ist es zu begrüßen, dass sich die Herausgeber diesem Thema gewidmet haben: die Regensburger Kirchenrechtlerin Sabine Demel und der Theologe und Psychologe Michael Pflieger. Da das Werk zugleich dem emeritierten Trierer Kirchenrechtler Peter Krämer anlässlich seines 75. Geburtstages gewidmet ist, ist eine kanonistische Schwerpunktsetzung im ersten Teil nicht überraschend (S. 21-105). Der zweite Teil bietet eine breite Vielfalt an Erfahrungen mit dem Sakrament aus der Perspektive von hauptamtlich tätigen Personen und aus Sicht der Gläubigen (S. 107-379). Schließlich bilden Aufsätze aus vornehmlich theologisch-wissenschaftlicher Perspektive den dritten Teil des Buches (S. 381-635).

Sabine Demel und Georg Bier haben die kirchenrechtlichen Fachbeiträge verfasst. Bier gelingt es in seinem rechtshistorisch angelegten Beitrag „Richterliche Lossprechung für in rechter Weise disponierte Gläubige. Das Bußsakrament in der neuesten kirchlichen Rechtssprechung“ (S. 38-63), eine Diskrepanz in der Entwicklung des Bußsakraments deutlich zu machen: Denn so sehr sich das Sakrament innerhalb der Zeit bis zum 13. Jh. verändert habe, so wenig Veränderung habe es seitdem erfahren. Stattdessen sei es im Wesentlichen auf dem Stand des 13. Jh. in die Kodifikation von 1917 und „ohne größere Änderungen in das geltende Recht eingegangen“ (62). Daher hinterfragt er, ob zum einen nicht diese erstarrten Strukturen mitursächlich sind für den beklagten Bedeutungsverlust des Bußsakraments und ob zum anderen eine Feier des Sakraments in Form der Generalabsolution als erlaubte ordentliche Form nicht zu einer Erneuerung beitragen könnte (vgl. 62).

Sabine Demel unternimmt im Beitrag „Durch das Bekennen der Sünde die göttliche Gerechtigkeit und Barmherzigkeit erfahren. Das Bußsakrament in den kirchlichen Gesetzbüchern von 1983 und 1990“ (S. 64-105) eine detaillierte Analyse der aktuellen universalrechtlichen Gesetzestexte zum Bußsakrament. Wie Bier kommentiert auch Demel das Thema der Generalabsolution mit Blick auf die Frage, ob dies nicht eine weitere erlaubte ordentliche Form dieses Sakraments werden könne. Dabei ist es nun für

den Leser und die Leserin interessant, dass Demel zu einem anderen Ergebnis kommt als Bier. Rechtlich gesehen könne es hier, so Demel, zwar eine Fortentwicklung geben, allerdings bliebe die Frage, ob dies sinnvoll wäre. Demel vermutet – und stützt sich dabei auf neuere Umfragen – dass „die Kritik an der Notwendigkeit des persönlichen und vollständigen Sündenbekenntnisses primär aus negativen Erfahrungen und nicht aus einer grundsätzlichen Infragestellung resultiert“ (S. 97). Vielmehr würden anthropologische und theologische Argumente dafürsprechen, dass die Pflicht zum Einzelbekenntnis „wohlbegründet“ und „nicht rechtliche Kleinkrämerei“ sei (S. 100).

Teil II „Erfahrungswelten – Das Bußsakrament im Spiegel pastoraler Praxis“ (S. 107-379) nimmt mit 254 Seiten den breitesten Raum des Buches ein. Darin finden sich 19 Berichte von Personen aus der Pastoral (S. 144-255) sowie 23 persönliche Zeugnisse und acht Essays (S. 256-379). In diesen schildern Gläubige ihre Erfahrungen und ihre Haltung gegenüber dem Bußsakrament. In dieser Breite ist dieser Abschnitt ungewöhnlich und stellt eine Bereicherung für den Leser und die Leserin dar. Beim Lesen stellt sich aber nach einer gewissen Anzahl an Zeugnissen eine nachhaltige Redundanz ein, wenn zum wiederholten Mal von der eigenen Erstbeichte berichtet wird. Diesbezüglich kommt die Frage auf, ob eine zusammenfassende Präsentation der Zeugnisse mit ausgewählten Zitaten auch eine Möglichkeit gewesen wäre. Jedoch wäre natürlich der Eindruck nicht so unmittelbar gewesen. Bezogen auf die Zeugnisse wird eine Information zur Vorgehensweise vermisst: Wie wurden die Personen ausgesucht? Haben sie die Texte aufgrund eines Fragekatalogs oder nur aufgrund einer einzelnen Themenangabe verfasst? Vor allem bei den Texten der Kinder (8, 9 und 11 Jahre) kommt beim Lesen anhand der Formulierungen die Frage auf, was davon von den Eltern o. ä. Personen stammt und was von den Kindern selbst.

Der III. Teil des Buches „Denkprozesse – Das Bußsakrament im Spiegel theologischer Reflexion“ (S. 381-635) umfasst 11 Beiträge, die vornehmlich aus wissenschaftlicher Perspektive verfasst sind. Den je eigenen Blickwinkel der verschiedenen theologischen Fächer in den Beiträgen näher kennen zu lernen, weitet das Bewusstsein der Leserin und des Lesers für die Breite der Thematik. Allerdings ist vieles auch schon zum Bußsakrament gesagt.

Insgesamt ist das Buch durchaus zur Lektüre zu empfehlen, schon wegen der bereichernden Mischung aus wissenschaftlichen Überlegungen und Analysen sowie praktischen Erfahrungsberichten mit dem Bußsakrament. Wenn sich in Bezug auf das Bußsakrament Theorie und Praxis immer weiter voneinander zu entfernen scheinen, ist es hilfreich zu versuchen, beide Seiten miteinander in Kontakt

zu bringen wie hier geschehen durch die breite Aufnahme von Erfahrungsberichten. Schade ist es nur, dass die Teile unverbunden nebeneinander stehen bleiben. Wenn die wissenschaftlichen Beiträge direkt auf die Erfahrungsberichte Bezug genommen hätten, hätten diese womöglich eine stärkere Konkretisierung erfahren.

*Nicole Hennecke*

**Fabian Brand: „Wir ziehen hinauf zum Berg des Herrn“. Texte, Gebete und Lieder für die Pilgerreise ins Heilige Land, 304 S. Paderborn 2017, 24,90 Euro, ISBN 9783897107281.**

Der Theologe Fabian Brand legt mit dem Buch „Wir ziehen hinauf zum Berg des Herrn“ ein geistliches Arbeitsbuch vor, das Individualpilger im Heiligen Land Israel/Palästina (auch Sinai und Jordanien) und geistliche Begleiter von (ökumenischen) Gruppenreisen in seinem praktischen Wert nicht hoch genug einschätzen werden. Das Buch will keinen ausführlichen Reiseführer ersetzen. Die Publikation ist ein Pilgergebetbuch; es ist ein Beispiel dafür, wie man auf Spurensuche geht, heilige Orte historisch präzise, „kurz und bündig“ und mit geistlichem Tiefgang erschließt und dort kleine Wortgottesdienste gestaltet. Das lange ersehnte Ziel eines Pilgerweges, der besondere ausstrahlende, aus der Schrift vertraute und doch „fremde“ Ort, an dem „es“ geschah, verlangt nach Mystagogie, nach ökumenischen Impulsen und „passenden“ Schriftworten, Gesängen und Fürbitten. Auf dichten Pilgerreisen fehlt dem geistlichen Guide zuweilen die Zeit, sich angemessen vorzubereiten. Da, wo am Ziel eines geistlichen Weges der folgenschwere Ort zum Greifen nahe ist, muss man geistlich spontan reagieren und sucht nach Worten. Wer Pilger hilfreich begleitet, will Augen und Herzen öffnen, Aufmerksamkeit erregen für Orte mit „Tiefe“, der will frei beten, das richtige Gotteswort bzw. den passenden Psalm zum heiligen Ort herausuchen, Atmosphäre schaffen. Eine wichtige geistliche Hilfestellung wird geleistet, wenn an markanten und unvergesslichen Orten Pilgernde zum Staunen bewegt und in die Stille und in das Gotteslob geleitet werden. Die Entwürfe regen dazu an, die Vorschläge zu ergänzen, mit Eigentexten anzureichern und zu aktualisieren. Brand bietet ein vielseitiges Praxisbuch, ein Vorbereitungsbuch mit einer Fülle von Text- und Liedvorschlägen, ausgearbeiteten Andachten und einer sehr nützlichen Auflistung von Öffnungszeiten und Kontaktmöglichkeiten im Heiligen Land.

*Kurt Josef Wecker*

## „Gottes“-dienst

Jeder „Gottes“-dienst und jedes Gebet sind doppeldeutig: Sie schaffen „Gott“ in der Sprache, und sie sind Geschöpfe Gottes, der ihre Sprachkraft erst begründet. Im Gebet geschieht eine Explosion subjektiver Vorstellungsinhalte und zugleich eine Implosion von unsagbarer, göttlicher Fremde in einer Bewegung. Die Liturgie ist eine Gottesgebälerin und zugleich eine Gottesgeburt, und das eine gibt es nicht ohne das andere: Im Abgrund der fragwürdigsten Subjektivität ruht das Geheimnis der Offenbarung.

Die Klammer (mit unbekanntem Vorzeichen) um alles kultische Tun ist diese merkwürdige Selbsterklärung Gottes, mit der er sich jeder Verfügung entzieht. „Ich werde sein, der ich sein werde.“ Als Name untauglich, weil unabgegrenzt und je unvorhersehbar im Ereignis, spricht sich Gott darin doch aus, stellt sich vor – als Negation aller Vorstellung, und doch vor alles andere gestellt ... Und ob der „Gottes“-dienst ihn hereinholt? Ob es IHN darin geben wird?

*aus: Christian Lehnert,  
Der Gott in einer Nuß. Fliegende Blätter von Kult und Gebet.  
Berlin 2017, S. 12-13.*

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt  
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E